

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 2, 1. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverfracht fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. Januar 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverfracht fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Kochdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(1. Fortsetzung.)

Die Frauen schwiegen. Sie waren zu unbeholfen, um in einer Unterhaltung Gründe und Ausichten zu erwägen und zu behaupten.

„Ich glaube auch nicht, daß die Kosten einer musikalischen Ausbildung viel höher sein werden, als die zum Lehrerin-Examen,“ sagte Hasenkamp. „Ich mache Martha besonders billige Preise, und die Hälfte des Geldes kann sie mir später abzahlen, wenn sie selbst verdient. Mein Plan wäre so: zwei Gesang- und zwei Klavierstunden die Woche, bis wir sehen, ob Martha's Individualität sie da oder dorthin treibt, — dann nur Gesang, oder nur Klavier. Daneben eine Stunde Theorie die Woche, etwa bei Kapellmeister Leo, der in diesem besonderen Fall auch die Stunde zu sechs Mark geben würde und sicher einwilligte, sich das halbe Honorar von Martha später abzahlen zu lassen. Wenn ich denselben Preis und dieselben Bedingungen stellte, hätten Sie, außer den Noten, nur neun Mark die Woche bare Unkosten. Auch würden sowohl Leo als ich trachten, Martha zu Opfern und Konzerten Freibillets zu verschaffen. Wer lernt, muß andere Ausübende hören. Das ist auch ein Lehrmittel.“

Martha bekam einen heißen Kopf. Immer singen und spielen und abends oft ausgehen, — ja, das mußte schön sein, — schöner als sich vor Fräulein Schirmmacher duden.

„Neun Mark die Woche, — das ist viel Geld für unser Einen, Herr Musikdirector,“ sagte Frau Meyer.

„Besprechen Sie alles mit Ihrem Manne.“

Sie seufzte und nickte klaglich vor sich hin.

„Besprich einmal Einer was mit Papa,“ murmelte sie.

„Hat Ihre Tochter dies Talent von Ihnen?“ fragte Hasenkamp.

Da belebte sich die Frau. Von glücklichen Erinnerungen strahlend, erzählte sie:

„Von mir nicht. Nein, garnicht. Aber von mein' Vater. Herr Musikdirector hat gewiß einmal von ihm gehört, — ach nein, das war wohl vor Ihrer Zeit. Was mein Vater war, der hatt' 'ne wunderschöne Stimme, er hatt' 'n Tenor. So ganz hoch konnt' er singen, — ich weiß nicht mehr genau, ich glaub' sie sagten da Fiesel zu und es klang als 'ne Dame sang. Er war Friseur, mein Vater. Und er war in 'n Gesangverein, und da war nich eine Aufführung in der Concordia, wo er nich den Solo sang!“

Martha erröthete, sie hatte ihrer Mutter so oft gesagt, daß es Concordia heiße und das Solo.

„Daher also,“ sagte Hasenkamp wohlwollend; „nun, nicht wahr Martha, wir werden dem Großpapa Ehre machen.“

Er erhob sich und suchte in seiner Brusttasche mit tastenden Fingern.

„Ich hatte doch, — na da, endlich. Sehen Sie, Martha, hier sind zwei Konzert-Billets für heute Abend. Die schenke ich Ihnen und Ihrer Mutter. Ich habe eben in der Musikalienhandlung welche bekommen, — die drei Leute, die da heute bei Sagebiel konzertiren, sind noch fremd hier. Und das Fremde zieht nicht so gleich in Hamburg, wenn kein großer Ruf vorangeht.“

„Ich? — Mir?“ stammelte Martha. Sie war

noch nie in einem Konzert gewesen. Bis jetzt hatte Hasenkamp sie nie dazu benützt, leere Bänke besetzen zu helfen, er selbst, als unmoderner, wenig beschäftigter Lehrer, bekam von der Musikalienhandlung nur in Fällen, wo ein ganz leerer Saal drohte, mehr als sein herkömmliches Freibillet.

„Was sollen wir da bloß anziehen! Man weiß ja gar nicht, wie man sich bei so 'was benehmen muß,“ dachte die Mutter angstvoll.

Plötzlich fiel Martha etwas ein. Thränen traten in ihre Augen.

„Ich kann nicht heute. Fräulein Köster ist gestorben.“ Sie fing an zu schluchzen. Mit neuer Gewalt kam der Kummer über sie. Es war auch zu schade, daß das nun so traf, daß gerade heute das Konzert sein mußte!

„Aber mein Kind,“ sagte Hasenkamp, „Sie beleidigen doch das Andenken Ihrer todtten Lehrerin nicht, wenn



In Geldverlegenheit. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach. — Siehe Seite 16. Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Sie in ein, der ersten, hohen Kunst geweihtes Konzert gehen!"

"Aber die Leute könnten darüber sprechen," meinte die Mutter.

"Wer sieht Sie denn dort, wer kennt Sie dort?" rief Hasenkamp und legte die beiden rothen Karten auf den Tisch. "Also auf Wiedersehen heute Abend, und für die Entschlüsse wegen des Musikstudiums gebe ich Ihnen acht Tage Frist. Ich muß dann bestimmt wissen, wie ich mit Martha daran bin, weil ich sonst ihretwegen eine andere Schülerin ablehne, die mir geradezu das Haus einläuft, um von mir ausgebildet zu werden. Adieu!"

Er tätschelte der weinenden Martha die Wange und drückte der Mutter herzlich die Hand.

Nach seinem Fortgange weinte Martha immer noch; die Mutter besah sich die Karten.

"Nummer dreiundsiebzig und Nummer vierundsiebzig," las sie gedankenvoll.

Plötzlich sagte Martha aus ihren Thränen heraus, über den Rand des Taschentuchs weg:

"Nebelneumen kann Hasenkamp es doch nicht, wenn wir die Billets nicht benutzen?"

"Das woll' nu gerade nich," meinte die Mutter und fügte zögernd hinzu: "es ist eigentlich 'ne Sünde, die schönen Plätze nich zu benutzen. Was sie woll' kosten, wenn man sie kauft, — es ist erster Platz."

"Das steht gewiß in der Zeitung," sagte Martha und half, ab und zu aufschluchzend, ihrer Mutter, im Anzeigenteil des Blattes, welches oben auf dem Klavier gelegen hatte, suchen. Bald fanden sie:

Montag den 4. November.

Sagebiel's großer Konzertsaal. Konzert Alban Desow'sky. Erster Platz fünf Mark, zweiter Platz drei Mark, Stehplatz eine Mark fünfzig Pfennige.

"Fünf Märk!" sagte Frau Meyer ganz betroffen. "Martha, — die beiden Karten sind zehn Märk werth!"

Sie athmete tief auf. Es kam ihr vor, als würde man zehn Mark fortwerfen, wenn man nicht hinginge. So theure Karten nicht zu benutzen, schien Frevel und Uebermuth.

"Wenn man gewiß wüßte, daß mich dort niemand aus unserer Schule sieht, —" sagte Martha zögernd.

"Du kannst Dein bestes Sommerkleid anziehen, und ich bekomme noch bis heute Abend mein schwarzes zurecht. Zum Glück war ich bloß erst dabei gegangen, den Rock für Dich enger zu machen."

"Wollen wir —?"

"Na ja —"

So war es beschlossen. Und in jähem Uebergang nach all den düsternen Erregungen des Tages, nach den zahllosen Thränen, nach dem hochgespannten Gefühl von Trauer, Tod und Endlichkeit des Lebens, ward Martha auf einmal von unbändiger Daseinsfreude erfaßt.

Sie setzte sich ans Klavier und griff kraftvoll, unter stetem Gebrauch des Pedals in die Tasten. Nach einigen volltönigen Accorden suchte sie einen gefälligen Uebergang zu einem Salonwalzer, der ihr in den gewandten Fingern saß. In wirbelnder Schnelligkeit raste seine fröhliche Tonfolge durch die dürftige Stube.

Mit rothen Köpfen saßen Martha und ihre Mutter Abends im hellen, glanzvollen Saal. Frau Inspector Meyer kam nicht dazu, sich bei der Musik zu langweilen. Den Saal zwar kannte sie schon. Im "Dom", vor Weihnacht, fanden hier allerlei Aufführungen statt, zu denen der Inspector die Seinen einmal führte. Für eine Kleinbürgerliche Hamburger Familie wäre es auch undenkbar gewesen, an gar keiner Dom-Vergnügung theilzunehmen. Aber was gab es sonst noch alles zu sehen: die feinen Damen auf den Stühlen vor und neben ihnen, und dann vor allen Dingen die drei Personen, die abwechselnd auf dem Podium erschienen!

Wenn Frau Meyer sich vorstellte, daß ihre Martha, ihr eigenes Kind, eines Tages auch so dastehen könne, in einem prachtvollen Kleid von rosa Seide, mit einer großen Brillantnadel an der Schulter, dann wurde ihr ganz schwindelig. Die Sängerin war auch blond, gerade wie ihre Martha, nur sah sie viel schöner und interessanter aus, was sicher theils von der Haartracht herkam. Sie beschloß, einmal zu versuchen, Martha das Haar auch so lose zu machen.

Auch Martha stand mehr unter dem Eindruck der Neuherlichkeiten, als unter der musikalischen Wirkung. Als der Pianist das Konzert mit einer Bach'schen Fuge eröffnete, hörte sie kaum zu. Gespannt wartete sie auf die Sängerin, welche unter Nr. 2 aufgeführt war und Lola Morwiz hieß.

Als die stattliche, blonde Person, in tiefausgeschnittener rosa Toilette dann mit siegesicherem Lächeln kam und

sich vor dem Publicum verbeugte, bekam Martha Herz-klopfen. Ihr war, als ginge diese Erscheinung sie an. Martha bildete sich ein, alle Menschen müßten nach ihr selbst sehen, als wollten sie fragen: nun, was sagst Du dazu?

Lola Morwiz hielt ein Programm in den gefalteten, gesenkten Händen, rückte ein wenig mit den prachtvollen Schultern, als beenge sie der Rand der Taille, sah den begleitenden Pianisten an und nickte. "Es kann los gehen," sagte dies etwas burleske Mädchen. Die Sicherheit und Ungerirtheit hatte für Martha etwas Ueberwältigendes.

Mit einer Altstimme, die Martha großartig geschult vorkam, sang Fräulein Morwiz drei Lieder, die Martha noch nicht kannte. Hasenkamp aber, neben ihr sitzend, kritisierte scharf. Er schüttelte den Kopf, that unterdrückte Ausrufe, wie jemand, der einen ihm zugefügten Schmerz verbeißen will, und murmelte in sich hinein.

In den Zwischenpausen flüsterte er Martha zu: "Der Ton sitzt nicht rein." — "Gaumig, gaumig." — "Solche Aussprache des a ließ ich meiner Schülerin nicht hingehen." — "Unausstehlich, dieser scharfe Anlaut, — Konsonanten-Klein, — Bayreuther Unart."

Martha war wie benommen von Ehrfurcht vor Hasenkamp.

Und dann kam endlich der Stern des Abends, der dem Konzert den Namen gegeben hatte, als dessen Solist Lola Morwiz und der Pianist dienten. Alban Desow'sky betrat das Podium und alle Inhaber von Freibillets empfingen ihn mit Applaus.

Er war noch ein junger Mensch, von vielleicht dreiundzwanzig Jahren; Hasenkamp erzählte Martha, daß der Geiger ein Wunderkind gewesen und dann mehrere Jahre aus der Deffentlichkeit verschwunden war. Mit dieser ersten Tournee, die ein allzu reclame-gewandter Impresario leitete, wolle er seinen einst innegehabten Platz nun wieder und mit anderen künstlerischen Ansprüchen erobern. Sie hörte kaum zu.

Ihre Augen hingen an dem blassen, schlanken Mann, dem dunkles Haar wirr in die Stirn hing, und der so große, traurige, braune Augen hatte. — So, dachte Martha, sähen Königsöhne und Märchenprinzen aus. Selbst der Literaturlehrer, Doctor Stapel, den alle Mädchen aus der ersten Klasse "süß" fanden, und von dem selbst Villi Bensfeld sagte, er sei der "einzige Mann" in "ganz Hamburg", selbst Er sah gewöhnlich aus hier-gegen.

Wie seine langen, weißen Finger am Geigenhals herumtasteten! Wie wunderschön die Hand aussah, die den Bogen führte! Und wie der Brillantring am kleinen Finger der Rechten blitzte.

Er spielte ein Adagio von Spohr.

Martha hatte noch niemals gut Geige spielen hören. Kalt rieselte es ihr über die Haut, ein spannendes Gefühl, welches beinahe einer großen Angst glich, hemmte ihr den Athem. Ihr schien, als hätten diese Töne eine so durchdringende Kraft, daß sie in ihre Seele schnitten. Thränen traten in ihre Augen. Plötzlich fiel ihr wieder Fräulein Köster's Tod ein. Sie mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht laut zu schluchzen.

Der rasende Beifall, der sich erhob, riß Martha aus ihren wonnigen Qualen. Hasenkamp war begeistert. Er fand den Vortrag Desow'sky's von unerhörter Schönheit.

Dreimal mußte Alban Desow'sky vor der Thür zum Künstlerzimmer wieder umkehren und sich vorn am Podium dankend verneigen. Er that es mit einem schwermüthigen Lächeln und einem nachlässigen Anstand.

"Das ist nun Pose," hörte Martha Hasenkamp sagen, "na, jeder hat seine! Und glücklich, wer die 'raus hat, die zu seiner Erscheinung paßt."

Sie verstand nicht recht, was er damit meinte. Aber es war ihr auch einerlei. Sie wollte gar nichts hören, sehen, denken, wie diesen wunder-wunderschönen bleichen Mann, der so spielen konnte, daß man weinen mußte.

Noch zweimal erschien er vor dem Publicum. Und als er, dem die Schlußnummer zugefallen war, sich dann zum allerletzten Mal verneigte, klammerte Martha sich an ihre Mutter.

Es war vorbei. Sie sah, sie hörte ihn nicht mehr, — vielleicht nie mehr. —

"Nach dem Erfolg kann er noch diesen Winter wieder ein Konzert in Hamburg geben," sagte Hasenkamp hinter ihr zu einem Berufskollegen.

Martha seufzte.

Sie ließ sich stoßen, ward von der Mutter getrennt, stand hilflos im Menschenmäuel vor der Garderobe, und endlich fanden sie und die Mutter sich als die Letzten wieder zusammen.

Ihrer Sinne nur halb mächtig, ließ Martha sich

von der Mutter führen. Es war sehr rau, und der Nebel hatte sich so verdichtet, daß jede Gaslampe wie ein röthlicher Stern in einem Dunstkreis aussah und jedes elektrische Licht wie ein ferner, verschleierter Mond. Wagen und Menschen, die sich auf der Straße bewegten, sah man nur fünfzig Schritt voraus noch, im Umriß; dahinter war eine weißliche Wand, die alles anzuziehen und in sich aufzujaugen schien.

"Martha," sagte die Mutter, "wir woll'n doch 'mal mit Dein' Haar die Frisur von der rosa Dame probiren; 'n büschen weiß ich da ja mit umzugehn, von mein'n Vater her."

"Ja, ja," meinte Martha aus Träumen erwachend. Und dann noch einmal, mit heißem Seufzer:

"Ach ja!"

Im Hause gab es ein übles Nachspiel. Der Inspector Meyer schalt. Erst als seine Frau ihm erklärte, daß sie heute Mittag noch nichts von dem Konzert gewußt hätten, und daß es doch sündhaft gewesen sei, geschenkte Karten, die sonst fünf Mark kosteten, unbenutzt zu lassen, ward er still. Frau und Tochter recht zu geben, war ihm nie möglich. Fand er sich dazu genöthigt, schwieg er, um dann bei späteren Gelegenheiten zu sagen: wenn ich Euern Unverstand nicht mehr ändern kann, schweig ich lieber dazu.

Aber dies Nachspiel vermehrte all das Gift, das Martha heute eingefogen. In ihrem Bette lag sie und dachte, wie verschieden die beiden Welten seien: die, in welcher sie hier auf dem Pulverteich lebte, und die, in welche hineingesehen zu haben sie sich einbildete.

Sie war sich bewußt, heute so viel, so viel Ungewöhnliches empfunden zu haben. Und ein neues Gefühl kam über sie: eine Art Hochmuth gegen ihre Umgebung. Der Voratz, sich über sie zu erheben, der bisher nur die naive Form der Hoffnung, einmal viel Geld zu verdienen und eine Stellung einzunehmen gehabt hatte, bekam eine schmerzliche, bittere Kraft und Tiefe. Es hatte sich ihm eine Begierde nach Schönheit, nach künstlerischem Können zugesellt.

Martha's Mutter, die einfache, gute Frau bemerkte am anderen Tage, daß ihrer Tochter Wesen verändert war. Sie konnte sich aber nicht sagen, daß ein Zug von pathetischem Leid hineingekommen war, sie sah nur, daß es sich eben verändert hatte.

"Es war gestern auch 'n büschen viel!" dachte sie.

Der Versuch mit der neuen Frisur fiel glänzend aus und erhöhte Martha's Selbstgefühl. Zu dem netten, frischen Alltagsgesicht mit den blassen Blau-Augen hatte die nüchterne Haartracht gerade nicht verschönernd gestanden. Nun staunte Martha sich im Spiegel an. Die breiten, gekräuselten Haarwellen umrahmten das Gesicht so eigen, der Haarnoten hoch gesteckt, gab ihr eine ganz andere Kopfform. Und die Mutter dachte: „meine Martha ist eben so schön wie die Sängerin,“ welchen Gedanken Martha aus den strahlenden Augen der Mutter recht gut herauslas. —

Das Begräbniß von Fräulein Köster erfüllte Martha's Phantasie wieder mit einem anderen Bild. Der schweig-same Trauerpomp, die ernste Wichtigkeit aller Vorgänge, der Kreis angesehener Herren und Damen in der Kirch-hofskapelle, die sehr rühmende Rede des Pastors, wirkten schwer und eindringlich auf Martha. Wie ehrenvoll, so zu sterben und so begraben zu werden, wie Fräulein Köster. Aber wie köstlich zu leben wie Lola Morwiz, — als Künstlerin, als Genossin eines Alban Desow'sky.

Das blanke, bunte Bild war doch kraftvoller als das schwarze, ernste.

Und als Hasenkamp nach acht Tagen seinen Bescheid bekam, lautete er, daß Martha die Schule verlassen und sich ganz der Musik widmen wolle.

Inspector Meyer's waren gewiß Leute in bescheidener Stellung und von bescheidener Lebensführung. Und dennoch hatten auch sie ihren Kreis, der besprach, was sie thaten und ließen. Martha sah sich bald in das helle Licht einer großen Aufmerksamkeit gestellt. Da war erst die ganze Schule; denn Lehrerinnen, Lehrer und Schülerinnen hörten es mit Interesse, daß Martha Meyer „in Musik“ ausgebildet werden sollte. Die erste und die zweite Klasse versprachen Martha, bei ihrem ersten Konzert vollzählich zu erscheinen. Die Familie Bensfeld hatte eine Art Protections-Verhältnis zu den Meyer's, denn Meyer's Vater war Bodenmeister bei des Senators Vater gewesen, und der jegige Senator hatte zuweilen mit dem jegigen Inspector zwischen den Kaffeetischen des Speichers gespielt; nun war der Senator Meyer's erster Vorgesetzter, und Frau Senator nahm viel Antheil an Martha; es gehörte auch zu den Erziehungs-Prinzipien der Senatorin, ihr einziges Kind Lilly durch Umgang mit einem armen Mädchen Bescheidenheit lernen zu lassen. Und dann waren da noch

die Kollegen Meyer's, die Nachbarn vom Pulverteich und einige Tanten und Onkels.

Diese alle sprachen von Martha Meyer, und daß Hafenkamp sie ausbilde.

Dieser war zufrieden. Das hatte er gewollt. Und wo man ihn fragte, sprach er, mit einem Augenaufschlag gen Himmel, von dem Genie seiner Schülerin.

Ein ewiger Sonntag schien für Martha angebrochen. Sie sang und spielte den ganzen Tag. Die Nachbarn konnten es kaum aushalten. Ihr kam es vor, als mache sie unglaubliche Fortschritte. Vor Glückseligkeit wußte sie sich nicht zu lassen.

Die Geldfrage war schnell geordnet. Ihre Mutter besaß fünfshundert Mark auf der Sparkasse, — es war ein heimlicher Schatz gewesen, den Frau Meyer nie anzugreifen sich vorgenommen hatte, damit, wenn ihr Mann mal krank würde, doch ein Rothpfennig da sei und kein Geld auf die Police aufgenommen zu werden brauchte. — „Die Police“ war der Stolz und die Ruhe der Meyer's, — der Inspector hatte sein Leben mit sechsstaubend Mark versichert, zum Glück zwei Jahre bevor sich ein Leberleiden bei ihm ausbildete.

Aber warum sollte man die fünfshundert Mark nun nicht anbrechen. Martha konnte nachher alles zurück-erhalten, was sie auch heilig versprach, — schon allein der drei kleinen Geschwister wegen, die doch um ihretwillen nicht benachtheiligt werden dürften. Ein nettes Kleid für Theater und Konzert mußte Martha doch haben. Hafenkamp und Kapellmeister Leo stundeten Martha die Hälfte des Lehrgeldes, die eine Hälfte wurde aber monatlich bezahlt. Ebenso alle Noten immer gleich bar, — dafür war der Inspector. Er meinte, Martha habe nachher schon Schulden genug. Auch ein kleines Taschengeld mußte Martha haben, für Pferdebahn und Garderobe im Theater und Konzert. Und Handschuh! Ach, es waren doch recht viel Nebenausgaben dabei, und die fünfshundert Mark nahmen so schnell ab.

Den ersten schönen Moment erlebte Martha in der Musikalienhandlung, als sie erfuhr, daß sie für die Noten, die sie entnahm, nur „Künstlerpreise“ zu zahlen habe.

Ihr Gefühl „Künstlerin“ zu sein, entwickelte sich überhaupt sehr schnell. Bald hörte sie auf, im Konzert und in der Oper alles zu bewundern. Sie tadelt scharf, mit Hafenkamp's Ausdrücken und überlegenen Mienen. Zu Hause war sie fast keinen Abend mehr. Wenn Hafenkamp ihr keine Billets gab, schickte die Senatorin Benfeld eines, auch Fräulein Schirmmacher lud manchmal das jetzt so viel besprochene „junge Talent“ ein, das doch schließlich in der Köster'schen Schule die gediegene Grundlage zu allem empfangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Gewänder aus Glas.

Von W. Verdrow.

Das Glas hat sich, seit es in sagenhaften Zeiten die alten Phönizier halb oder ganz durch Zufall entdeckten, gar manche Umwälzung in seiner Technik, gar manche Modification der Herstellung und Verwendung gefallen lassen müssen, an die, bevor sie ins Leben trat, niemand im Traume gedacht hätte. Schon in ägyptischen Glashütten, — was kannte man übrigens in Aegypten nicht?, — kannte man die Kunst, welches Glas zu Fäden auszuspinnen, und die im wesentlichen noch heute übliche Methode, diese Fäden in großer Feinheit herzustellen, stammt bereits aus altvenetianischen Glasbläseereien. Sie besteht bekanntlich im wesentlichen darin, daß das erweichte Ende eines über der Lampe erhitzten Glasstäbchens an einem Rade befestigt und lesteres dann rasch gedreht wird; so spinnst sich ein Faden vom Glase ab, der in der Luft erkaltet und glänzend und schmiegsam sich um den Umfang des Spinnrades legt.

Soweit die Kunst des Glasspinnens auf dieser Stufe stehen geblieben ist, hat sie wohl ein jeder schon mit eigenen Augen gesehen. Wo wäre ein Jahrmarkt, besonders in einer zehn oder fünfzehn Jahre zurückliegenden Zeit, als das Glasblasen oder Spinnen so recht in der Mode war, ohne den Künstler gewesen, dessen Fuß ein laufendes Rädchen trat, während die Hand am Spirituslämpchen einen Glasstab in beständig heller Rothgluth hielt? Man kann sogar diese Fäden durch den Zusatz eines unbrennlichen Farbstoffes zum Glasfluß beliebig färben und dann schon mit diesem einfachsten Gespinnst wunderhübsche Effecte erzielen. Es lassen sich mit einiger Geduld verschiedenartige hübsche Spielereien, wie Broschen, Lampenteller und Blumen aus diesen Fäden anfertigen; allein wer eine derselben im Gebrauch nähme, würde bald erkennen, daß diese feinen Fädchen ihre brüchige Glasnatur nicht verloren haben; es kommt vor, daß sie, hart angefaßt, splintern und sogar ihre unsichtbaren, feinen Scherben durch die Haut ins Fleisch treiben. Wäre die Kunst des Glasspinnens auf dieser Stufe stehen geblieben, so hätte man es wohl nie zu gläsernen Miedern und Teppichen gebracht. Und doch wurden diese Fäden schon vor Jahrzehnten in seidene Gewebe eingestickt! Ueber dem Sarge Napoleons I. im Invalidendom zu Paris liegt ein schweres seidenes Leichentuch, das mit goldglänzenden Glasfäden durchwirkt ist. König Ludwig I. von Bayern besaß ein Zimmer, dessen Tapeten aus glasgesticktem Stoff bestanden; doch sind auch hier die Glasfäden noch durchaus brüchig, denn es fanden sich oft feine Glasplitterchen im Gemach, und der König be-

trat es nicht gern. Immerhin hat die Glasspinnerei es auch schon auf dieser Stufe zu gewissen Erfolgen gebracht. Neben allerlei Nippes wurden feine Flechtarbeiten, gewickelte Perlen, imitierte Reiserbüsche und dergleichen aus Glasfäden vielfach schon zu Anfang dieses Jahrhunderts gemacht, und in Paris, Lyon und Mailand versuchte man seit dem Jahre 1880, Glasfäden in Seidenstoffen zu verwenden, glasgestickte Tapeten, Ornate und dergleichen herzustellen.

Es war der im Jahre 1819 in Frankreich geborene Chemiker Jules de Brunaut, der aus der primitiven Kunst des Glasspinnens zuerst einen größeren Fortschritt entwickelte. Es gelang ihm, eine Glasfaser zusammenzusetzen, aus der sich so weiche und lodige Fäden spinnen ließen, daß sie, als er sie zuerst in Steiermark ausstellte, von französischen Schatzkäufern für seine Rambulilet-Wolle gehalten wurden. Brunaut widmete sich nun ganz der Glasspinnerei und ließ sich in Wien nieder, wo seine weiteren Versuche nicht nur von der Bevölkerung, sondern auch vom Staate mit Interesse verfolgt wurden. Seine sogenannte Glaswolle widerstand jedem Versuche, sie zu zerreißen oder zu zerbrechen, ebenso gut wie irgend ein thierisches oder pflanzliches Gewebe. Sie ließ sich auch in längeren glatten Fäden produciren und wurde in Polstern, Teppichen, Tapeten, in Kleiderstoffen, besonders Prachtgewändern, Brautkleidern u. s. w. vielfach als Einlag eingewebt und eingestickt. Ein Wiener Fabrikant machte sogar Versuche, sie auf dem Webstuhl zu eigenen Glasgeweben, wie sie weit später auf der Ausstellung in Chicago vorlagen, zu verarbeiten, hatte aber keinen Erfolg damit. Brunaut machte nun auch Versuche, seine Glaswolle zu färben, und es ist ihm gelungen, grüne, blaue, rosa, lila, gelbe und andere gedämpfte, aber feuer- und säurebeständige Farben zu erlangen.

So hatte man denn Glasfäden, die biegsam, färbbar, wasser- und feuerfest waren, die sich in andere Gewebe einfügen ließen und prachtvolle Effecte gaben; und dennoch entwickelte sich aus Brunaut's Versuchen keine Industrie. Ja, sie wurde halb und halb vergessen, und erst in Amerika hatten wir in neuerer Zeit Gelegenheit, sie weiter als eine neue, uns entfremdete, selbständig gewordene Kunst zu begrüßen.

Unter den hundert hervorragenden Sehenswürdigkeiten der Weltausstellung zu Chicago war es, wo ich und mit mir Tausende von anderen erstaunten Besuchern zum ersten Mal Gelegenheit hatten, dem Weben gläserner Kleider zuzusehen. Die Libbey Glass Co., welche aus der Herstellung und Verwendung von Glaswolle seit längerer Zeit eine Specialität gemacht hat, trat hier in einem eigenen Gebäude mit einer solchen Menge der verschiedenartigsten, geschmackvollsten und zum Theil wirklich entzückenden Producte der Glasweberei hervor, daß der Besucher vor dieser Farben- und Formenpracht, vor dem Reichthum der Erfindungen und der Sorgfalt der Verarbeitung wie gebendet stand. Alle die Gegenstände der älteren und größeren Glasweberei, und aus unendlich feineren und weichen Fäden hergestellt, wie Schuhe und Pantoffeln, Cravatten und Kragen, Blumen, künstliche Straußenfedern, Hüte mit kostbaren Garnituren aus Glasweberei, — das waren die geringsten Kleinigkeiten in dieser Ausstellung fertiger Producte. Der matte, weiche, Glanz, besonders der weißen Glaswolle, übertrifft fast den vornehmen Glanz der Seide; mit Raffinerie sind die feinsten Farben-Effekte zur Verschönerung angewendet, und ein gläserner Lampenschirm, eine dieser feinen seidenweichen Blumen sind wahre Kunstwerke.

Aber auch an größere und schwierigere Gegenstände haben sich die Künstler der Libbey Glass Co. mit Erfolg herangewagt. Wer jene Ausstellung sah oder seitdem Gelegenheit hatte, die Producte der amerikanischen Firma in einer ihrer Muster-Ausstellungen zu bewundern, der muß darüber staunen, wie vollständig es hier gelungen ist, den sprödesten aller Stoffe so weich und geschmeidig wie Wolle oder Seide zu machen. Da giebt es Shawls, Tücher, Umhänge so geschmeidig und weich, als wären sie aus der feinsten Wolle, der besten Seide gewirkt; Gardinensstoffe in den schönsten, gedämpften Farben und von einem Faltenwurf, wie ihn kein anderer Stoff eleganter gestattet; schwere Vorhänge in dunkeln, fatten Tönen; Tapeten, Gobelins, Tischdecken mit feinen eingewebten Mustern, — alles aus Glas, aus reinem, gesponnenem, gewebtem Glas, und doch im Ansehen, für das Gefühl genau so, als wäre es aus Wolle, Seide, Leinen! Wir sahen mit Bewunderung ein ganzes Zimmer, in dem an Wänden, Fenstern, Vorhängen, Möbelstücken, Schmuckgegenständen der gesammte Stoffaufwand aus Glas bestand, in dem ein Teppich aus Glaswolle den Fußboden bedeckte, und über den sich eine schwere, prächtige Nestlere werfende Decke aus Glasgewebe spannte. Auch Kleiderstoffe sowohl, als fertige Sachen, Jacken, Umhänge, Leibchen, Mantillen aus Glas sind zur Schau gestellt. Und sehen wir dort die jugendliche Arbeiterin an jenem Webstuhl an, die bei dem Wellauger der vibrirenden Maschine das Schiffchen so geschickt zwischen den zitternden Fäden hin- und herwirft! Was trägt sie? — Ein Mieder aus gesponnenem Glase!

Man fragt sich, wie es möglich war, daß nach dem oben erwähnten Erfolge Brunaut's ein Menschenalter vergehen mußte, bevor die geschmeidige Glaswolle einer so ausgedehnten Benützung zugeführt wurde. Vielleicht war der Maschinenbau noch nicht weit genug vorgeschritten, vielleicht war die Möglichkeit, so kostbare Stoffe im größeren Umfange abzugeben, noch zu gering, um zu den großen Opfern der Einführung und Ausbildung einer ganz neuen Technik zu ermutigen. Ohne Zweifel sind auch die Glasfäden Brunaut's bei weitem noch nicht von der Feinheit und Geschmeidigkeit gewesen, wie sie jetzt auf den eigenartigen Spinnmaschinen der Libbey Co.

hergestellt werden. Noch immer geschieht das Spinnen auf die ursprüngliche Weise mit Hälfte der Flamme und des gedrehten Rades, aber während noch vor zehn bis fünfzehn Jahren nur Fäden von drei Meter Länge, die auf metergroßen Scheiben aufgewickelt und dann durch einen Schnitt am Umfang alle mit einander abgetrennt wurden, hergestellt werden konnten, versteht man jetzt das Gespinnst von den großen Scheiben wieder abzuhäufeln, und so Fäden von beliebiger Länge zu verwenden. Jetzt sind es gewaltige, zwei bis drei Meter im Durchmesser besitzende Räder, die von Maschinenkraft mit einer unglaublichen Schnelligkeit herumgewirbelt werden, und auf denen sich das haarfeine Gespinnst in jeder Minute zu vielen tausend Metern aufwickelt. Das Gewicht des Glasfadens, dessen Dike nur einige tausendstel Millimeter beträgt, ist so gering, daß mehr als hundert Kilometer dazu gehören, um ein Lot aufzuwiegen. Ein Kilogramm des feinsten, herstellbaren Glasfadens, könnte den Nordpol der Erde mit dem Südpol verbinden. So vermag denn eine solche von weiblicher Hand bediente Spinnmaschine der Länge des Fadens nach eine sehr bedeutende Leistung, aber nur eine geringe dem Gewichte nach zu entwickeln. In neunstündiger Arbeit wird kaum ein halbes Pfund Glas versponnen, aber der daraus gezogene Faden könnte einen Welttheil überspannen. — Das Weben dieser Gespinnste geschieht nun ganz so, wie Wolle oder Baumwolle auf dem Webstuhl verarbeitet wird. So lange man nur kürzere Fäden, etwa von sechs bis sieben Meter, z. B. als Einschlag bei Webereien oder für feinere Handarbeiten bedarf, wird auch jetzt noch das auf dem Rade befindliche Gespinnst der Quere nach durch einen Schnitt am Umfang des Spinnrades abgetrennt, zur Gewinnung längerer Fäden muß der Inhalt eines vollgesponnenen Rades vorsichtig wieder abgespult werden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Gewebe aus Glas noch immer im höheren Grade ein Gegenstand der Curiosität und des Luxus sind, als ein solcher des täglichen Gebrauches. Vor wenigen Jahren war noch der Preis für ein einfaches Leibchen aus Glasgespinnst 160 bis 200 Mark, und damit sind denn doch wohl die Vortheile der gewebten Glasarbeiten, ihr feines Aussehen, ihre Beständigkeit gegen Wasser, Fett oder Säuren, ihre Feuerbeständigkeit und ihr Wärmeschutzvermögen etwas zu teuer bezahlt. Aber wie viele Dinge sind schon aus dem Gebiete des Luxus und der Curiosität schneller als man gedacht, in das größere Gebiet der Industrie und des täglichen Gebrauches übergegangen? Man fertigt fabrikmäßig Seide aus Pflanzensafeln, und grobe Leinenarten aus zerfasertem Holz, — warum sollten nicht eines Tages auch die gläsernen Gewebe ein weiteres Gebiet des Gebrauches als heute sich erwerben?

Nachdruck verboten.

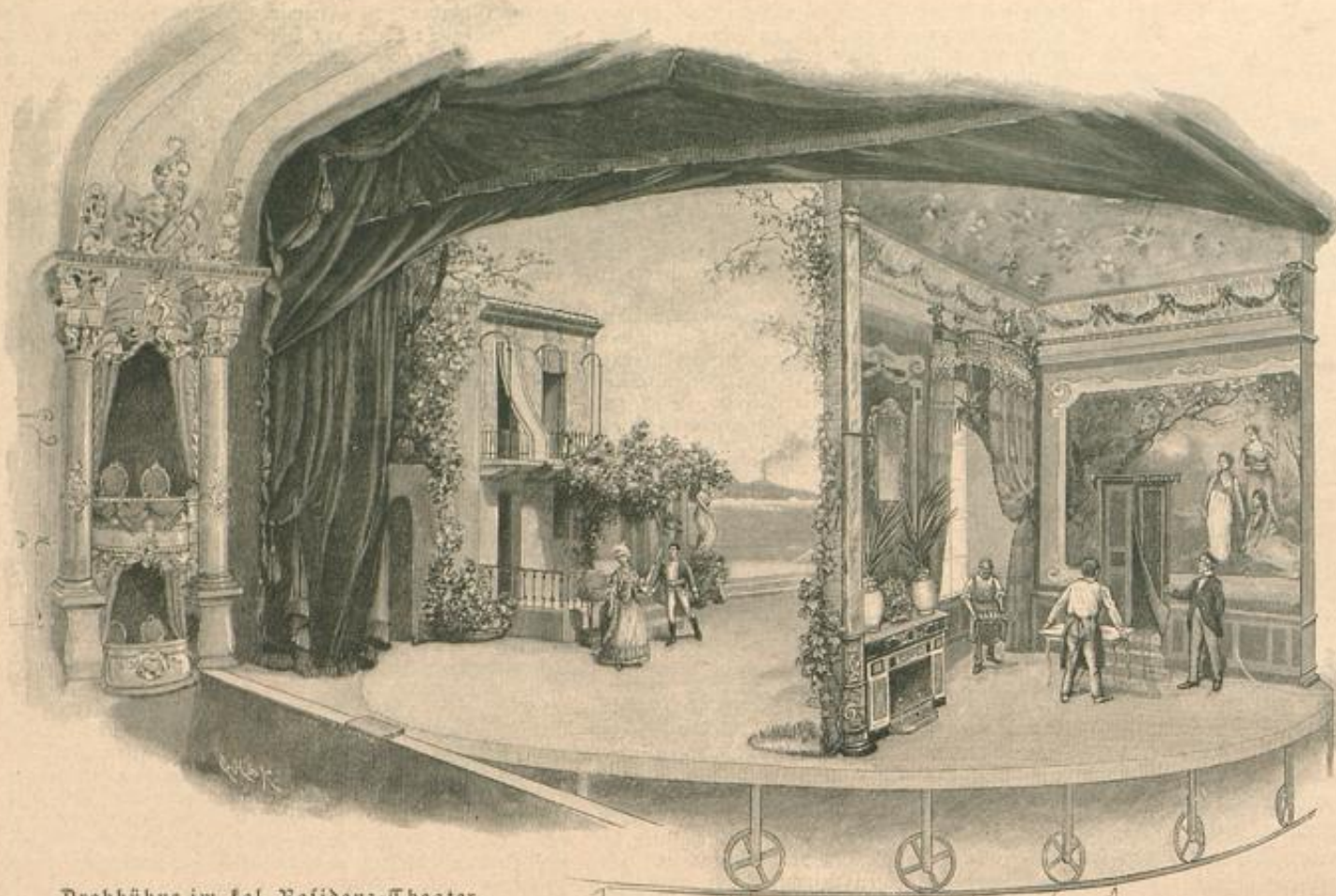
Das königlich bayerische Hof- und National-Theater in München.

Von Alex. Braun.
Mit Original-Illustrationen von E. Bachrach-Barke.
Ein Blick hinter die Coulissen.



Der October ist ein denkwürdiger Monat für das königlich bayerische Hof-Theater. Vor hundertzwanzig Jahren wurde am 6. October durch die kurfürstlichen Schauspielere die „National-Schaubühne“ in München eröffnet. Der Titel, den Kurfürst Carl Theodor der von ihm nun endgültig übernommenen „Privat-Entreprise“ des Grafen Seau erteilte, ist bezeichnend für die bei Gründung des Theaters maßgebenden und bis zur Stunde gültigen Ziele. „Ein deutsches Theater“ hatte 1770 auf Anregung der bayerischen Akademie der Wissenschaften der bühnengewandte Jngolstädter Rechts-Candidat Franz Rieser im Gegensaß zur italienischen Oper einerseits, wie zur burlesken Stegreif-Comödie andererseits ins Leben gerufen. Der Schauplatz, der von etlichen Pfund Talg spärlich erleuchtete, verräucherte Saal des Haberbräu an der Sendlingerstraße, war der alte geblieben; aber nur „regelmäßige“ Stücke in deutscher Sprache, die mit gutem, von der Akademie durch die goldene Medaille anerkannten Erfolg sich der Hebung des Geschmades und der Besserung der Sitten befleißigten, wurden gegeben. Dies löbliche Streben erweckte die Theilnahme des kunstliebenden Hofes, und bereits 1776 gewährte Kurfürst Max Joseph III. dem an die Oberleitung des Grafen Seau übergegangenem deutschen Theater Rieser's ein Asyl im alten Hof-Opernhause. Zum Hof- und National-Theater erhoben, siedelte es auf Geheiß Carl Theodor's 1799 in das neue, seit 1753 vollendete Opernhaus über, den Prachtbau Cubillier's, der heute königliches Residenz-Theater geheißen, die entzückendste Kunstblüthe des Rococo darbietet. Schon im Jahre 1801 wird der Wunsch nach größeren Raumverhältnissen rege, den der nach dem Vorbild des Pariser Odeon geplante Neubau Karl von Fischer's im Uebermaß erfüllt.

Am 26. October 1811 legte, begeistert für die herrschende klassizistische Architektur, der nachmalige König Ludwig I. den Grundstein zu dem Nusen-Tempel, der von einem Doppelgiebel bekrönt, mit säulengestütztem Porticus in colossalem Maßstabe neben der Residenz, auf dem schönen, weiten, Max Joseph zu Ehren benannten Plage, errichtet wurde. Wiederum im October und zwar, durch die Kriegsläufe verzögert, am 12. des Jahres 1818, wurde das königlich bayerische Hof-Theater eingeweiht. Aber nur vier Jahre freute sich die Stadt des herrlichen Baues, als er am 14. Januar 1823 während der Kufführung von Mehul's „Die beiden Fische“ in Brand gerieth und bis auf die Hauptmauern zerstört wurde. Ein zur Decora-



Drehbühne im kgl. Residenz-Theater.
(Cosi fan tutto von W. A. Mozart.)

tion der Wolfschlucht gehöriger, noch von der vorausgehenden Freischütz-Vorstellung oberhalb des Beleuchtungs-Wagens „im Bausch“ aufgehängter Gaze-Vorhang hatte Feuer gefangen und das Unglück verschuldet, das also gewissermaßen dem wilden Heere zur Last fiel, welches im Jahre vorher mit nie dagewesenem Erfolge zum ersten Male über die Münchener Hof-Bühne gestürmt war.

Da der Bau unübertrefflich schien, begnügte sich Leo von Klenze, obwohl es dem für die Neugestaltung Münchens bedeutendsten Architekten wahrlich nicht an eigenen schöpferischen Ideen gebrach, mit der unwesentlich modificirten Wiederherstellung des Hof-Theaters an der Hand der Pläne des mittlerweile verstorbenen Fischer. Nach zwei Jahren führte die großartige, zwölfstufige Marmortreppe wie vorher zu der stolzragenden korinthischen Colonnade empor, und aus neue leuchteten in klarer Farbenpracht die auf dem unteren Giebel um den seine Leber rührenden Gott Apoll versammelten Mäusen, auf dem oberen die des Pegasus umschwebenden Horen von dem doppelten Frontispiz des Hauses. Am 2. Januar 1825 erschlossen sich die Porten des, einem Phönix gleich aus der Asche neu erstandenen Theaters, und Ferdinand Esclair, der erste Heldenspieler Deutschlands, sprach den Prolog. Gewissermaßen der ganzen Nation sollte Theil gegönnt sein an den Darbietungen der durch Preisausschreiben, durch Heranziehung der besten Kräfte und jegliche Unterstützung geförderten deutschen Schauspielkunst, und darum hatte der Hof riesige Räume vorgesehen, die mehr im Einflang mit der Würde des neuen Königthums als dem damaligen Umfange Münchens standen. Das imposante, vornehm-schlicht mit sinnbildlichen goldenen Ornamenten und Namenszügen auf weissem Grund geschmückte, in fünf Logenreihen gegliederte Haus, ein Muster reinster Empire-Stils, faßt zweitausendfünfhundert Personen. Mit Staunen und Genugthuung heben die zeitgenössischen Bericht-erstatte hervor, daß man nicht weniger als zweitausend Baumsämme aus dem Gebirge zu dem Bau herbeigeschöpft, daß zu dem Kupferdach, das in seiner grün-schillernden Patina eine Wonne des Malerauges geworden, fünfundachtzigtausend Quadrat-Schuh Kupferblech nöthig gewesen. Die nach den Tausenden zählenden Decorationen, für die, neben tüchtigen einheimischen Kräften, Wiener Künstler herbeigerufen wurden, galten als meisterlich, die sämtlichen maschinellen Einrichtungen als ein wahres Wunderwerk der Zeit.

Diesen Ruf hat das Münchener Hof- und National-Theater sich bis zur Stunde unverbrüchlich erhalten. In der einfachen Großartigkeit seiner äußeren Erscheinung unverändert geblieben, hat es im Innern sich alle Errungenschaften der fortschreitenden Bühnen-Technik eifrig und ausgiebig zu Ruhe gemacht, sodas sein Bühnenbetrieb am Ende wie zu Anfang des Jahrhunderts, kaum von einem anderen in Deutschland überboten, die Bewunderung des Publicums, die Befriedigung der Fachleute erregt. Daß München eine so starke, stetig zunehmende Anziehung auf die Fremden aus aller Welt übt, ist zum großen Theile den Leistungen seiner Hof-Bühne gutschreiben, und zwar a conto ihres gegenwärtigen Leiters. Ernst von Possart, der zwölfte in der Reihe der bayerischen Hof-Theater-Intendanten, neben Dingelstedt der genialste Theatermann, und unter den hochadeligen Cavalieren, Staats- und Hof-Beamten, Dichtern und Componisten der einzige Berufsschauspieler, besitzt eine seltene von rastlosem Fleiße befeelte Thatkraft. Sein Feuerreiser, der mit sprühender Begeisterung jeden neuen Gedanken ergreift und zündend weiterträgt, hat durch sinngemähe Neu-Inszenirung und Neu-Einstudirung klassischer Meisterwerke, der Oper wie des Schauspiel, Signale aufgestellt, die geeignet, dem modernen Bühnenwesen neue Bahnen zu weisen, als bedeutsame theater-geschichtliche Ereignisse zu erachten sind. Wie Bilder, durch eine sachkundige künstlerische Regeneration von dem Nieder-schlag der Jahre, der ihren Reiz getrübt und verdunkelt, von der Uebermalung, mit der pietätloser Un-verstand sie verunziert, endlich befreit, wieder in ursprünglicher Schönheit erstrahlen, so Mozart's köstliche Schöpfungen unter der sorgfältig der Spur ihres Original-Gepräges nachgehenden Regie Possart's. Aber die alten Vorzüge werden gehoben, wenn mit wohlwogendem Geschmac ein neuer Rahmen sie umschleßt. Die Fassung, welche die Münchener Neu-Inszenirung den Kleinodien der deutschen Bühne giebt, ist an sich ein technisches Kunststück, so prächtig und eigenartig, daß sich's wohl der näheren Betrachtung verlohnt.

Ein Blick hinter die Coullissen ist unter allen Umständen interessant, doppelt verlockend, wo Meister Lautenschläger, der wunderwirkende Magus des modernen Theaterwesens, der berühmteste deutsche Bühnen-Techniker, den Rom, Paris und London um die Wette für sich in Anspruch nehmen, seine tausend verblüffenden Künste übt. Doch ehe wir dem Erbauer der Münchener Shakespeare-Bühne, dem Erfinder der erstmals zur Possart'schen Neu-Inszenirung des „Don Giovanni“ eingerichteten Drehbühne, die ohne Frage eine Umwälzung der gesamten scenischen Maschinerie birgt, in die Karten schauen, wollen wir uns in dem Reich von Papppe, Laten und Leinwand, das die Welt so täuschend wieder spiegelt, zu orientiren trachten.

Steigen wir hinauf in den Malersaal, um zu erfahren, wie die so lebenswahre Stimmung athmenden, weitgestreckten Landschaften, die massigen Stadtmauern, gewaltigen Kirchen, wie das Meer, die Berge, — kurz, die ganze, auf der Bühne anscheinend zur Wirklichkeit verkörperte Natur, gemacht wird. Hoch, hoch hinauf gilt's die schmalen steinernen Treppen zu klettern, bis über den das Parquet bedeckenden Kuppelraum des Hauses. Da oben, in dem gegen dreitausend Quadratmeter fassenden Malersaal, wo einst die Dauglio durch mehrere Generationen und Christian Jank epochemachend für die Decorations-Malerei ihrer Zeit gewirkt, schafften unter Fr a h m 's Leitung die Maler, unterstützt von einem Stab Farbenreiber und Näherinnen, welche letztere als kaum vollwichtiger



Ernst von Possart,
Kgl. Bayer. Hoftheater-Intendant.

Nach einer Photographie von Ad. Baumann, kgl. Hof-Photograph in München.



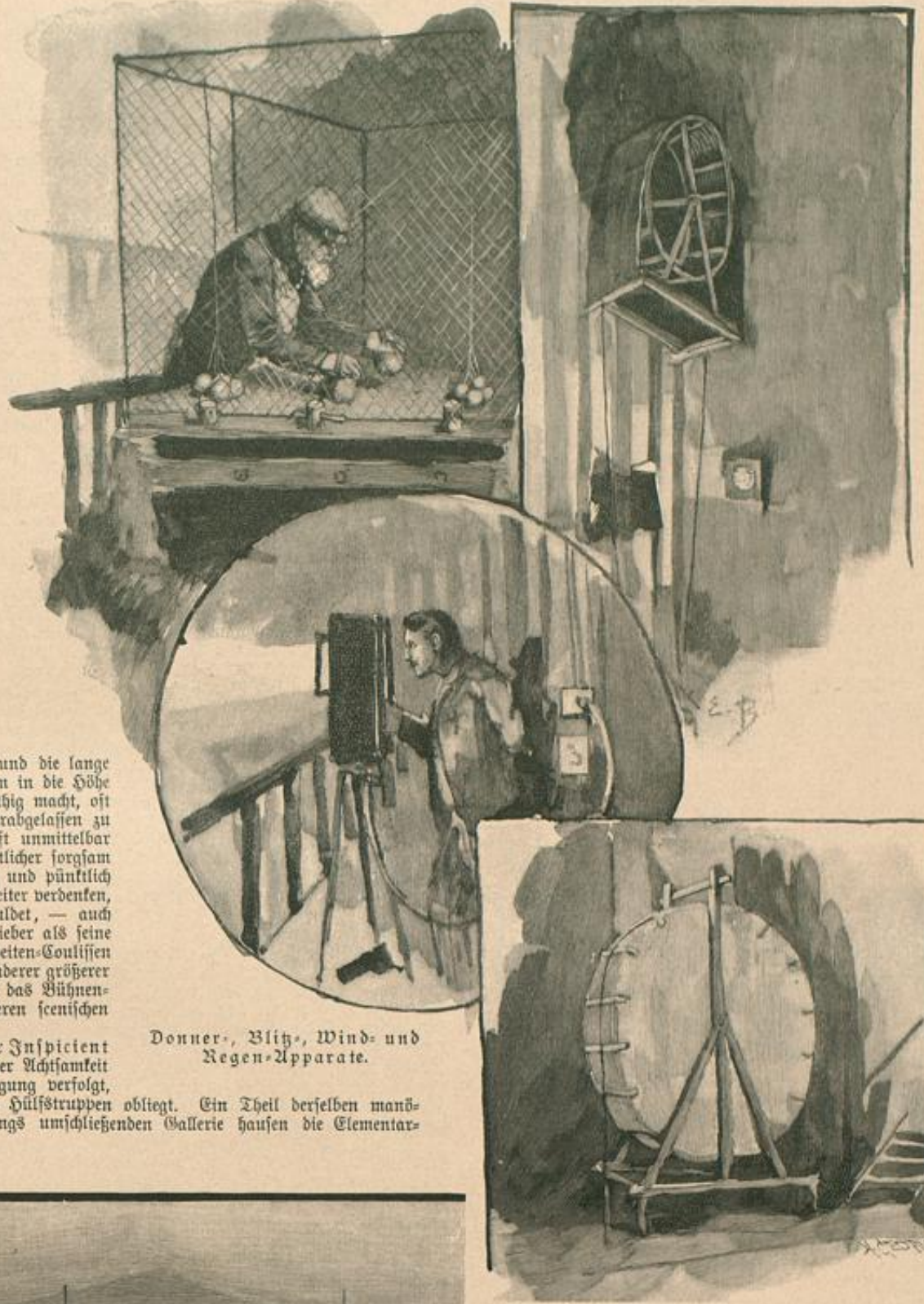
Der Inspicient.
Aufrollen der Hintergrund-Decoration.



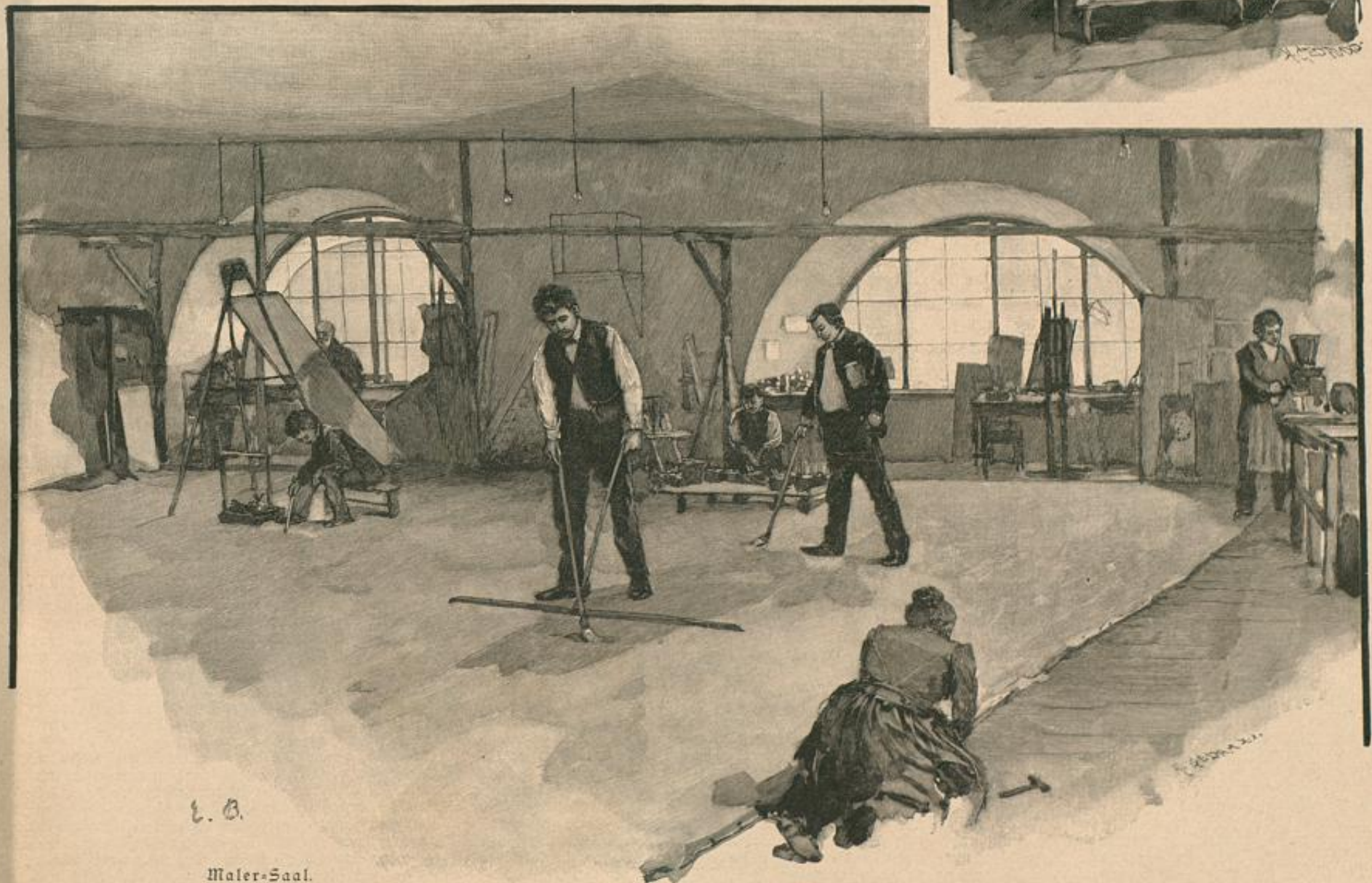
Erfag für das Modell, das weibliche Element vertreten. Während die Hamult, mit blauer Schürze angehan, bald riesige Farbenmühlen treiben, bald in noch riesigeren Kesseln das nötige Leinwasser kochen, kniet die Manni oder Urcht am Boden und spannt mit besonderen „Zwecken“ die schier unermesslichen Leinwandflächen in den Rahmen. Statt des hierzu erforderlichen Hammers hat sie, ihren Titel rechtfertigend, gelegentlich auch die Nadel zu führen, um die vernünftigen und zerfällenen Decorationen auszubessern oder Abfallstecke der neuen zu weiterer Verwendung aneinander zu stücken. Die Finanz-Verwaltung der königlichen Hof-Bühnen versteht es nämlich weiblich, den Heller zu ehren, und setzt einen Stolz darein, im Kleinen zu sparen, um zu gegebener Zeit aus dem Vollen schaffen zu können. Mit mächtigen Pinseln und großen, an langen Stielen befestigten Eincalen, die zugleich als Malstod dienen, schreiten die Künstler auf der den Boden bedeckenden Leinwand hin und her und übersehen die in kleinen Verhältnissen angefertigte Skizze ins Colossale. Will es einen Wald oder Garten, so werden die Aeste und Baumwipfel von einem unterlebten, weitmaschigen Gitterstoff zusammengehalten, der in langen Rollen bereit liegt. Die Palette, ein niederes Wägelchen mit ein paar Duzend farbengefüllten Blechbüchsen verschiedenen Umfangs, wird nach Bedarf hin- und hergeführt. In den geräumigen, rundbogigen Fensterischen stehen die Staffeleien, an denen die Skizzen entworfen werden, und wohl mag die Rundschau, die sich dort auf die Thürme und Kuppeln der Stadt weit über das Stadtthal hin bis zu den Schneegipfeln der Alpen eröffnet, den Maler anregen. Das von hellem Sonnenlicht durchfluthete Atelier entbehrt im Gegensatz zu den übrigen nüchternen Betriebs-Werkstätten des Theaters der Poesie nicht ganz. In einem Ecken umrankten Winkel des Saales gurren und schnäbeln blaugraue Turteltauben und leben in einem aus Pinselstielen und Rahmen improvisirten Käfig ihr glückliches Familien-Idyll. In den Farbengeruch, das Atelier-Parfüm par excellence, mischt sich der würzige Duft blühender Nelken, die draußen vor den Fenstern des Malersaales auf der Plattform des Theaterdaches angepflanzt sind, um mittelst eigens angebrachter Ventilatoren ihren Wohlgeruch zur Befrisung der Luft allabendlich in den Zuschauerraum zu entsenden. Kein Wunder also, wenn das Münchener Hof-Theater in gutem Geruch steht.

Um die Handhabung der fertigen Decorationen kennen zu lernen, vertrauen wir uns der Führung des Theatermeisters an. Da werden wir Zeuge, wie ein Duzend Arbeiter, kurzweg „Theaterzimmerer“ genannt, unter seinem Commando einen Hintergrund aufrollen und die lange Rolle dann sorgfältig mit Strippen zusammenbinden. So wird sie dann in die Höhe gezogen, und so viel Hintergrund-Decorationen als die Vorstellung nötig macht, oft zwanzig und mehr, hängen hintereinander, um im Bedarfsmoment herabgelassen zu werden. Schlimm ist's, wenn zwei- bis dreimal an einem Tage, oft unmittelbar vor Beginn der Vorstellung, eine Abgabe den plötzlichen Wechsel sämtlicher sorgsam vorbereiteter Decorationen erheischt. Kopf und Hände müssen da hurtig und pünktlich zusammenarbeiten, und wer wollte es dem nothgedrungen überhetzten Arbeiter verdenken, wenn er im Stillen den „versiften Kerl“, der die Aenderung verschuldet, — auch Tendre haben ihre Launen, so gut wie die schönsten Sängerinnen, — lieber als seine Decoration hin- und her „nudeln“ möchte. Die von Latten unterstützten Seiten-Coullissen laufen auf in den Boden gesenkten Schienen. Die Stelle der Wäbel und anderer größerer Requisiten ist durch Zeichen am Boden markirt, wie auch der Platz, wo das Bühnen-Perjonal bei besonderen Beleuchtungs-Effecten und anderen umfassenderen scenischen Arrangements Posto zu fassen hat.

Für das richtige Ineinandergreifen der künstlerischen Mitglieder hat der Inspicient Sorge zu tragen, der das Buch vor sich, an seinem Pulte in peinlicher Achtsamkeit die Vorgänge auf der Bühne Wort um Wort, Bewegung um Bewegung verfolgt, während dem Maschinen-Director die Beaufsichtigung seiner technischen Hilfstuppen obliegt. Ein Theil derselben manövriert in höheren Regionen. Auf der hoch oben den Bühnenraum rings umschließenden Gallerie hausen die Elementar-



Donner-, Bliß-, Wind- und Regen-Apparate.



L. B.

Maler-Saal.

gewalten. Da thront der Donnerer in einem gitterumflossenen Kasten, und wenn er das von einer schwarzblauen Schirmmütze bedeckte, weißbärtige Haupt neigt und die in die Hände eingeschnallten Kugeln über das aufgespannte Trommelfell seines Tisches rollen und hüpfen läßt, dann dröhnt es in dumpfem Widerhall weithin schütternd durch das Haus. Mit, wie er selber, ist seine Methode. Wäre er Fin de siècle, so könnte er ganz bequem unten im Bewundern einer lieblichen Diva mit einem einzigen Griff am Electromotor den furchtbaren Donner erzeugen, wie das durch eine einfache Kurbeldrehung im Residenz-Theater geschieht. Auch Wind und Regen ließen sich mittelst eines kleinen Fingerdrucks auf elektrischem Wege mühelos herstellen. Vorkäufig aber wird der Wind, vom säuselnden Lüftchen bis zum brausenden Orkan, noch kraft einer durch Stride bewegten Handmaschine entfacht. Der hemdärmelige Aeolus zieht die Seile, die einen um ein ziemlich breites, hölzernes Rad gespannten Streifen Wolllinoleum-Stoff in kreisende Bewegung versetzen und dadurch ein Rascheln hervorbringen, das durch sacheres oder heftigeres Anziehen geregelt, durch alle Tonarten bis zum wilden Pfeifen und Säusen des Sturms gesteigert werden kann. Der Regen endlich wohnt in einer weißen, leinwandbezogenen, trommelähnlichen Büchse, die ihn in Gestalt von ganz gewöhnlichen Koch-Erbsen und Blei-Schroteln umschleift. Während sie sich wie ein Kaffeeröster dreht, rasseln die Erbsen und Schrote durcheinander, und ihr Geräusch klingt, je nach dem Tempo der Trommelschwingung, bald wie das sanfte Plätschern eines Sonnendurchleuchteten Aprillschauers, bald wie das dumpfe Prasseln eines schweren Gewittergusses oder gar wie ein zerschmetternder Wollenbruch. Neben diesem auf die Ohren allein wirkenden Regen giebt es noch einen „echten“, der dem Stehle'schen Apparat entströmend, die ganze Bühne in wenig Minuten unter Wasser zu setzen vermag und gelegentlich zu Bühnen-Effecten verwerthet wird. Völlig dem Handbetrieb entrückt, ist der Blitz, der, wie es sich für den elektrischen Funken gebührt, kraft der Electricität hergestellt wird. Ein Beleuchtungs-Maschinen, der hoch oben auf der Bühnen-Gallerie über den Wetterern waltet, läßt die im Zick-Zack niederfahrenden Blitze durch Einschaltungen am Beleuchtungs-Apparate niederzuden.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Eine stürmische Werbung.

Humoreske von C. Zanera.

Acht Tage vor dem Abmarsch ins Manöver war Lieutenant Steger des Aen Jäger-Bataillons abends aus seinem Sommerurlaub zurückgekehrt. Am anderen Morgen trat er, ehe er sich beim Bataillons-Commandeur melden mußte, in das Bureau des Adjutanten Wächter, seines Kriegsschulfreundes. „Guten Morgen, Wächter.“

„Ah, guten Morgen, Steger. Na, wie war's im Urlaub?“

„Gut, sehr gut, ausgezeichnet. Ich habe etwas erlebt.“

„So! Was denn?“

„Ich bin ein anderer Mensch, ein vollständig veränderter Mensch geworden.“

„Oho, was soll denn das heißen? Will wahrscheinlich sagen, Du bist verliebt?“

„Du hast's errathen. Verliebt bis zum Wahnsinn, bis zum Berrücktheit.“

„Die Sache scheint ernst. Wie heißt denn Deine Angebetete?“

„Weiß nicht.“

„Was, das weißt Du nicht! Wer oder was ist sie denn?“

„Weiß nicht.“

„Höre, lieber Freund, in Deinem Kopf ist wirklich eine Schraube los.“

„Das weiß ich. Aber Du mußt mir Gelegenheit geben, sie wieder fest anzuziehen.“

„Ich! Die Sache wird immer bedenklicher!“

„Spotte nicht. Du kannst mir wirklich helfen.“

„Na, schief einmal los, wie Du Dir die Sache denkst?“

„Deine Schwester wird doch bei den Nonnen im Kloster Wallerfest erzogen?“

„Ja. Aber was hat denn diese mit Deiner Liebe zu thun?“

„Höre. Ich fuhr vor einigen Tagen von Salzburg, wohin ich einen Ausflug gemacht hatte, nach München zurück. Mit mir reiste ein Wesen, — ich sage Dir, so etwas hast Du in Deinem ganzen Leben noch nie gesehen.“

„Sagen wir ein Engel.“

„Ja, ein wahrer Engel an Liebreiz, Anmuth, Schönheit —“

„Es langt schon. Also Du warst im Nu bis über die Ohren verliebt?“

„Ich war durch ihren Anblick ins Herz getroffen. In ihrer Gesellschaft befand sich ein jüngeres Mädchen, ihre Schwester, wie ich im Laufe der Unterhaltung erfuhr.“

„So, sie hat sich gleich in eine Unterhaltung eingelassen?“

„Nicht gleich. Erst als sie in Rosenheim etwas kaufen wollte und mit ihrem Deutsch nicht mehr weiter kam.“

„Also nicht einmal eine Deutsche! Die Sache wird immer kritischer. Was hat denn aber damit meine Schwester zu thun?“

„Die beiden Damen sind junge Italienerinnen, welche in das gleiche Kloster reisten, in dem sich Deine Schwester befindet. Die Ältere —“

„Deine Angebetete?“

„Ja. Diese war schon vorher ein Jahr lang dort gewesen, um die deutsche Sprache zu erlernen. Sie will noch sechs Monate dort bleiben, während ihre jüngere Schwester, welche Nina heißt, einige Jahre im Kloster erzogen werden soll. Nun bitte ich Dich, an Deine Schwester zu schreiben und Sie zu ersuchen, mir doch den Namen und, soweit sie es kann, auch die Familien-Verhältnisse des himmlischen Wesens mitzutheilen. Dann will ich selbst schreiben und mich erklären.“

„Lieber Freund, das geht nicht. Die Nonnen lesen jeden an ihre Zöglinge gerichteten Brief. Uebrigens scheint Du wirklich etwas verschroben zu sein, wenn Du auf solche Weise ein Abenteuer mit einem Klosterzögling anfangen willst.“

„Das will ich ja gar nicht. Ich will sie, wenn die Verhältnisse stimmen, heirathen.“

„Sabaha! Jetzt glaube ich wirklich, daß Du verrückt bist. Will der Mensch ein Kind, ein Institutsmädchen heirathen!“

„Oh, sie ist kein Institutsmädchen mehr. Sie will dort nur Deutsch lernen. Ich schätze sie auf neunzehn bis zwanzig Jahre.“

„Lieber Steger, jetzt rede einmal vernünftig. Hoppst Du mich, oder bist Du im Ernst so wahnsinnig verliebt?“

„Mein Wort darauf, ich liebe sie so, daß ich fühle, die Entscheidung meines Lebens ist eingetreten.“

„Na, ob das klug ist, das wird sich zeigen. Jedenfalls wollen wir der Sache näher treten. Meiner Schwester kann ich aber nichts davon schreiben. Soll ich Dir aber etwas raten?“

„Was denn?“

„Versuche, das himmlische Wesen selbst zu sprechen.“

„Wächter, das ist schlecht von Dir. Ich schenke Dir mein volles Vertrauen, und Du verhöhnt mich!“

„Keineswegs; ich meine das in wahrstem Ernst. Du weißt, die Manöver spielen in der Gegend von Wallerfest. Du gehst oder fährst an einem Rasttag hin, besuchst in meinem Namen meine Schwester und trachtest dabei, Deine Angebetete zu sehen. Hast Du Dich ihr vorgestellt?“

„Nein. Ich war in Eivil und hatte in ihrer Gegenwart alle ruhige Ueberlegung verloren! Ich mußte auch zu schnell austreten, denn ehe ich es ahnte, befanden wir uns in München.“

„Ich kann Dir sogar noch mehr raten. Melde Dich als Führer des Radfahrer-Detachements, welches das Bataillon aufzustellen hat. Dann bist Du selbständiger und kannst vielleicht öfter nach Wallerfest kommen. Einen allgemein gehaltenen Brief für meine Schwester würde ich Dir für alle Fälle mitgeben.“

„Das ist ein großartiger Gedanke. Ich sehe, Du bist doch ein treuer, ehrlicher Freund. Wir sprechen später weiter. Jetzt ist es Zeit, daß ich mich beim Oberst-Lieutenant melde. Guten Morgen, lieber Wächter.“

„Guten Morgen, Steger.“

Acht Tage später zog das Bataillon zum Manöver aus. Lieutenant Steger radelte an der Spitze von dreißig auf Fahrrädern sitzenden Jägern voraus. Er konnte es kaum erwarten, bis man in die Gegend von Wallerfest kommen werde. Er wußte aus einem Briefe der Schwester seines Freundes, daß die Institutsmädchen fast jeden Abend um ein halb sieben Uhr einen Spaziergang nach der Wallfahrtskirche Maria Herz bei Wallerfest machten, dort eine halbe Stunde beteten und dann in ihr Kloster zurückkehrten. Daraus baute er seinen Plan.

Zwölf Tage später waren die beiden Divisionen, welche nach Beendigung der Brigade-Exercitien und Detachements-Uebungen nun gegen einander manövrieren sollten, sich auf etwa fünfundzwanzig bis dreißig Kilometer nahe gekommen. Am achten September nachmittags vier Uhr begann bei beiden der Kriegszustand, am neunten sollten sich die Divisionen durch Märsche gegenseitig auffuchen. Soviel man wußte, lag die Nord-Division in der Gegend Ostlingen-Wallerfest und die Süd-Division, zu der Steger und seine Radfahrer gehörten, auf dem linken Donau-Ufer.

Nachmittags dreieinhalb Uhr, nach dem Einrücken der Truppen in die Quartiere, meldete sich Lieutenant Steger bei seinem Bataillons-Commandeur, der heute die Vorposten befehligte. Der junge Offizier bat, noch an diesem Abend mit seinem Detachement eine Reconnoissance unternehmen zu dürfen. Die Antwort lautete: „Wir sind noch zu weit vom Feinde entfernt, Herr Lieutenant. Sie müßten mindestens noch fünfundzwanzig Kilometer radeln, um etwas zu sehen. Ihre Leute haben heute außer dem Gefecht schon über fünfzig Kilometer zurückgelegt. Sie werden ermüdet sein.“

„O nein, Herr Oberst-Lieutenant. Alle Radfahrer des Detachements wünschen lebhaft, etwas Besonderes zu leisten, um zu zeigen, welche vorzügliche Ausbildung sie als Radfahrer im Bataillon genossen haben. Es würde vielleicht auch im allgemeinen für unser Jäger-Bataillon sehr nützlich sein, wenn wir schon heute Nacht einige Meldungen über die Stellung der feindlichen Division einreichen könnten.“

Das gefiel dem ehrgeizigen Bataillons-Commandeur sehr, er gab also seine Zusage und meinte nur zum Schluß: „Ueberanstrengen Sie aber sich selbst und Ihre Leute nicht zu sehr.“

„Zu Befehl, Herr Oberst-Lieutenant.“

Damit verschwand der junge Offizier aus dem Gesichtskreis des Commandeurs, begab sich zu seinen Radfahrern, ließ sie antreten und sprach: „Jäger, es steht uns noch eine ziemliche Anstrengung bevor. Wir müssen heute noch eine Reconnoissance der feindlichen Stellung unternehmen, also wahrscheinlich sechzig bis siebzig Kilometer radeln. Aber ich bin überzeugt, Ihr seid gern bei der Sache, wenn Ihr hört, daß es erstens die Ehre unseres Bataillons erfordert, zweitens, daß Ihr mir persönlich damit einen sehr großen Gefallen erweist, und drittens, daß ich jedem, der gut ausfällt, als Entschädigung für die außergewöhnliche Anstrengung aus meiner eigenen Tasche morgen früh zwei Mark zahle. — Jetzt alles genau nachsehen. In zehn Minuten radeln wir ab. An die Räder!“

Noch nie gaben sich die Leute solche Mühe, ihre Räder gut in Stand zu setzen, als heute, wo ihnen eine außergewöhnliche, etwas abenteuerliche Fahrt bevorstand und sie ihrem Lieutenant, den sie sehr gern hatten, einen Gefallen erweisen konnten. Auch die in Aussicht stehenden zwei Mark pro Kopf eiferten sie tüchtig an.

In rasender Fahrt legte das Detachement in kaum anderthalb Stunden fünfundzwanzig Kilometer zurück. Nun hieß es vorsichtig sein.

Von versteckten Punkten aus erkannten sie das Bivouac der feindlichen Vorpostengros und das der Hauptmasse der gegnerischen Infanterie. Auf Meldelarten wurde dies verzeichnet und durch einzelne zurückgeschickte Radler dem Commandeur gemeldet.

Weiter vor der feindlichen Front entlang, gedeckt durch Waldungen, ostwärts gegen Wallerfest ging die vorsichtige Fahrt. Von der Höhe von Maria Herz aus werden wir hinter die Stellung des Gegners sehen können. Dortbin ist unser Ziel. In einer Viertelstunde müssen wir oben sein.“

Wie der Wind radelten nun die schneidigen Jäger weiter. — Unter der Führung einer Nonne waren die Institutsmädchen des Klosters Wallerfest heute wieder nach dem Wallfahrtskirchlein von Maria Herz gewandert. Die Kirche umgab ein verlassen Friedhof und eine diesen umschließende Mauer. Ueber die Mauer hinweg genoss man eine entzückende Aussicht. Am heutigen Tage bot letztere ganz besonderes Interesse, weil unten am Fuße des Berges ein Regiment Cavallerie bivouacirte. Wie gern wären die Mädchen hinabspaziert und hätten sich das malerische Bild in der Nähe betrachtet. Allein so etwas duldet die Nonne um keinen Preis. Sie ließ sich nur soweit erweichen,

daß sie ihren Schutzbefehlen erlaubte, von der inneren Seite der Kirchhofmauer, welche hier kaum einen Meter hoch war, während sie außen über zweieinhalb Meter Höhe erreichte, nach dem Bivouac zu blicken. Aber sie hielt sich auch verpflichtet, den jungen Mädchen klar zu machen, wach' böser Feind dort unten sein Wesen trieb.

„Meine lieben Kinder, die Soldaten dort im Thale sind schlimme Menschen. Es sind Leute, welche keinen anderen Zweck haben, als zu zerstören, zu sengen, zu brennen und zu tödten. Es ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit, daß es überhaupt noch Soldaten giebt. Welches Unglück haben schon solche Kriegsknechte über die Welt gebracht! Wie viele schöne Klöster haben sie im dreißigjährigen Kriege und während der französischen Revolution zerstört und die frommen Mönche und Nonnen in alle Welt vertrieben!“

„Aber Schwester Katharina, es muß doch jeder Mann Soldat werden, um das Vaterland zu verteidigen. Da wären ja alle Männer gottlos.“

„So ist die Sache nicht gemeint, mein Kind. Von jenen Leuten, die nur gezwungen Soldat sind, rede ich nicht. Sie können nichts dafür, daß man sie nöthigt, ihr Blut zu vergießen. Aber jene habe ich im Auge, die freiwillig den Beruf eines Soldaten erwählen und also Mord und Todtschlag als den Zweck ihres Lebens ansehen. Ich kann Euch vor diesen nicht genug warnen. Besonders die Lieutenants sind höchst gefährlich. Ihnen ist nichts heilig. Sie stellen jungen Mädchen auf die frechste Weise nach und suchen sie in das Verderben zu stürzen. Das sind die echten Satanskinder, Ausgesandte der Hölle und —“

Das Wort blieb ihr im Mund stecken. Wie der Blitz sausten von rückwärts her um die Mauer herum und zum offenen Thor herein, gerade auf die Nonne und ihre Zöglinge zu, die radfahrernden Jäger des Lieutenants Steger, und voran dieser selbst.

„Abgehehen! Das Thor schließen! Die erste Section die Mauer besetzen und beobachten, ob man erkennt, daß wir bemerkt wurden?“ Alles geschah, wie der Offizier befohlen.

Die Nonne war anfangs sprachlos. Dann rief sie in entsetztem Tone: „Mes enfants, sauvez-vous dans la sainte église!“

Während sie eilig vorausschritt, folgten ihr die Mädchen mehr oder minder zögernd nach. Die letzte war die schöne Italienerin, die der Lieutenant mit einem Respect grüßte, als ob er eine Königin vor sich habe. Ihr tiefes Errotthen verrieth, daß sie ihren Reisegefährten erkannt hatte. Sie grüßte vornehm und zurückhaltend, aber freundlich, und verschwand dann durch die Kirchenthür, die sich hinter ihr schleunig schloß. Im Nu befohl der Lieutenant: „Unterschiedler Reichold, nachsehen, ob die Kirche noch einen Ausgang hat. Wenn ja, Posten davor. Niemand darf heraus, bis ich es erlaube.“

Auch dies wurde sofort ausgeführt.

Nun trat Lieutenant Steger an die Mauer und beobachtete mit seinem Feldstecher genau das feindliche Reiter-Bivouac. Kein Anzeichen, keine außergewöhnliche Bewegungen ließen erkennen, daß man ihn und sein Detachement bemerkt hatte. Hierauf schrieb der Offizier eine Meldung über seine Wahrnehmungen, ließ einen Jäger vorsichtig rückwärts über die Kirchhofmauer hinabsteigen, sein Rad hinunterreichen, gab ihm die Meldung, bezeichnete ihm den Weg, wie er schnell zum Bataillon zurückkommen könne, und schickte ihn fort.

Was jetzt thun?

Die Nonne und die Mädchen steckten in der verschlossenen Kirche. Sie schienen keine Anstalten zu machen, diese zu verlassen. Nun trat Steger an die Thür, klopfte an und rief: „Schwester, bitte öffnen Sie und lassen Sie mit sich reden.“

Von innen antwortete es: „Was wünschen Sie?“

„Ich möchte umgekehrt fragen, was beabsichtigen Sie zu thun?“

„Wir werden warten, bis Sie fort sind, und dann in unser Kloster zurückkehren.“

„Das wird Ihnen wahrscheinlich zu lange dauern, denn möglicherweise halte ich den Friedhof bis morgen früh besetzt.“

„So werden wir ihn jetzt gleich verlassen.“ Man vernahm noch einige französische Worte, dann wurde die Thür geöffnet, und an der Spitze ihrer Mädchen erschien die Nonne. Sie wollte mit einem strengen Blick auf den Offizier an diesem vorbeigehen. Steger vertrat ihr aber den Weg und bemerkte höflich, jedoch bestimmt: „Schwester, wir gehören zur feindlichen Division. Unsere Stellung darf um keinen Preis verrathen werden. Sie und die Damen müssen mir versprechen, keine Silbe verlauten zu lassen, daß Sie uns hier gesehen haben.“

Da richtete sich die Nonne hoch auf und bemerkte spitzig: „Mein Herr, ein Soldat hat einer Dienerin Gottes keine Vorschriften zu machen.“

„Gut. Dann lasse ich Sie und die Damen einfach nicht aus dem Friedhof hinaus.“

„Wie, Sie wollten im tiefsten Frieden einen Menschen seiner persönlichen Freiheit berauben! Sie kennen wohl die Staatsgesetze nicht?“

„Ich kenne sie sehr genau. Ich beraube auch niemanden seiner Freiheit. Aber ich muß dafür sorgen, daß Ihnen und den jungen Damen kein Unglück zustößt. Wenn Sie alle den Friedhof zugleich verlassen, so könnten bei der eingetretenen Dämmerung die feindlichen Mäner dort unten Sie für eine gegnerische Truppe halten, hierher Patrouillen senden, uns entdecken und uns damit den Vorteil der Ueberraschungsmöglichkeit rauben. Ich müßte, um letzteren zu wahren, sofort ein Schnellfeuer auf das Bivouac eröffnen. Dadurch könnte jemand verletzt werden, das muß ich verhindern, und darum darf ich nicht erlauben, daß Sie alle zugleich den Friedhof verlassen. Sie sehen, ich kenne meine Vorschriften genau.“

Die Nonne ließ sich durch das sichere Auftreten des Lieutenants einschüchtern. Sie wußte nicht, was sie thun solle, und fragte daher etwas unschlüssig, was denn da zu machen sei? Sofort antwortete der junge Offizier: „Sie kehren zu je zweitem mit Pausen von zwei bis drei Minuten ins Kloster zurück. Das fällt dann den Mäner nicht auf. Beginnen Sie selbst mit dem jüngsten der Mädchen.“

Unentschlossen stand die Nonne einige Augenblicke still und überlegte. Der Offizier drehte spielend an seinem Schnurrbartchen, betrachtete ruhig die jungen Mädchen und warf dann einen gläubenden, liebevollsten Blick auf die schöne Italienerin. Alle Institutsmädchen betrachteten bewundernd den hübschen Offizier, der ihnen gar nicht wie ein Satanskind oder wie ein Ausgesandter der Hölle erschien. Die Italienerin aber erstarrte tief und schlug die Augen nieder.

Alles das bemerkte die Nonne gut. Da raffte sie sich auf und rief mit Pathos: „Nein! die mir anvertrauten Kinder lasse ich nicht in solcher Gesellschaft zurück. Ich fordere Sie nochmals auf, uns zu erlauben, nach dem Kloster zurück zu kehren.“

„Das darf ich nicht. Es wäre mit einer direkten Gefahr für Sie verknüpft.“

„Gut, so bleiben wir hier und werden uns Hilfe von auswärts herbeizurufen wissen. Mes enfants, rentrez dans la sainte eglise!“

Die Mädchen, die neugierig vor die Kirche getreten waren, gingen zögernd in das Gotteshaus zurück; einen keineswegs erzürnten Blick von der schönen Italienerin fing der Lieutenant noch auf, dann schloß sich die Kirchenthür.

„Was mag die Nonne nun unternehmen?“

Gleich darauf erfolgte die Antwort. In hellem Tönen erklang das Geläute des Kirchengeläutes durch die Luft. Also die energische Nonne läutete Sturm.

„Donnerwetter, die hat wahrhaftig Haare auf den Zähnen. Na, sie soll mich aber nicht übertrumpfen.“

Im Nu hatte der Lieutenant seinen Plan gefaßt. Schon um einer späteren Klage wegen Freiheitsberaubung zu begegnen, mußte er etwas unternehmen. Also: „Vier Jäger über die Südmauer so hinabsteigen, daß man sie vom Bidouac der Ulanen aus nicht sieht.“

Es geschah. Die Glocke läutete weiter.

„Alle Räder hinausreichen und so bereitstellen, daß wir sie im Nu besetzen und dann davonradeln können.“

Auch das geschah. Die Glocke läutete weiter.

„Der ganze Zug zur Besetzung der Nordmauer schwärmen.“

Im Nu standen die Jäger hinter der Mauer; die Glocke läutete weiter.

„Bataillon soll chargiren, — Geladen!“ die Glocke läutete weiter.

„Auf das feindliche Cavallerie-Bidouac, — Bisir fünfshundert Meter, — legt an, — Feuer!“

Die Salve krachte durch die Abendstille, und die Schüsse leuchteten durch die Dämmerung. Da hörte die Glocke auf zu läuten. Man vernahm aus dem Innern der Kirche einige Schreie und ängstliche Rufe.

„Auf das feindliche Cavallerie-Bidouac langsames Schützenfeuer!“

Schuh um Schuh knatterte in ununterbrochener Folge hinunter ins Thal; leise wurde die Kirchenthür geöffnet, neugierige Mädchenaugen leuchteten hervor, und oben im Thurm sah wieder die Nonne und läutete von neuem lustig drauf los.

Mit einem Male kam ein Reiter den Abhang heraufsprang. Lieutenant Steger erkannte einen Generalsstabsoffizier, der sich durch die weiße Binde um den linken Arm als Schiedsrichter erwieis.

„Stopfen!“ Die Unteroffiziere commandirten nach, das Feuer hörte sofort auf, aber die Glocke oben im Thurm läutete weiter.

Der Oberst ritt nun bis auf etwa zehn Schritte an die Friedhofsmauer heran, hielt dann und rief: „Was ist denn das für eine verrückte Schießerrei. Wer seid Ihr denn?“

Sofort antwortete die Stimme des Lieutenant Steger:

„Das Radfahrer-Detachement der Süd-Division.“

„Was? Der Süd-Division?“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Da müßt Ihr ja wie wahnsinnig geradelt sein. Wie seid Ihr denn zwischen den Vorposten der Nord-Division durchgekommen?“

„Wir sind gar nicht durchgekommen, sondern sind östlich drumrum geradelt. Vor einigen Minuten trafen wir hier ein, ich sah das Bidouac des feindlichen Ulanenregiments, ließ darauf diesen feindlichen Friedhof besetzen und zur Ueberwachung der Ulanen auf das Lager feuern. Ich nehme an, daß die Gegner bis jetzt etwa zweihundert tote Reiter und Pferde hätten.“

„Sie wurden wohl schon heute früh entsendet?“

„Keineswegs, Herr Oberst. Wir haben heute früh das ganze Manöver unserer Division mitgemacht und sind dabei über fünfzig Kilometer geradelt. Dann bezogen wir mit unserem Bataillon die Vorposten, und Punkt vier Uhr, als der Kriegszustand gegen die Nord-Division begann, sind wir abgeradelt.“

„Alle Hochachtung! Da haben Sie eine stramme Leistung hinter sich. Ja, ja, Ihre Annahme ist richtig. Bei diesem brillanten Schußfeld hätten die Ulanen gewiß schon einen Verlust von über hundert Mann und Pferden erlitten. Ich werde eine Schwadron außer Gefecht setzen und den übrigen drei anheimstellen, wie sie mit Ihnen fertig werden. Lassen Sie eine Pause von fünfzehn Minuten eintreten. Bis dahin habe ich unten alles geordnet. Dann geben Sie als Zeichen der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten eine Salve ab. Was zeigt Ihre Uhr?“

„Sieben Uhr zehn Minuten, Herr Oberst.“

„Gut, um sieben Uhr fünfundzwanzig Minuten kann es wieder losgehen. — Was ist denn das für ein verdammtes Gebimmel?“

„Eine Nonne läutet, — ich glaube zum Gebet.“

„Na, die könnte auch endlich aufhören. Also bis sieben Uhr fünfundzwanzig Minuten Ruhe. Hüten Sie sich aber, daß Sie zu lange hier bleiben. Wenn das ganze Regiment mit abgefessenen Ulanen gegen Sie anrückt, könnte es Ihnen doch noch schlimm ergehen.“

„Herr Oberst, die sollen uns nicht erwischen.“

„Wir wollen sehen. Gute Nacht, Herr Lieutenant, gute Nacht, Jäger!“

Fröhlich und laut antworteten Steger und seine Leute: „Gute Nacht, Herr Oberst!“ Dann galoppierte der Schiedsrichter zu den Ulanen zurück.

Der Lieutenant sah auf seine Uhr, sprang hierauf zur Kirchenthür, öffnete sie trotz der erschreckten Rufe einiger Mädchen, trat ein, schritt zur Thurmthür und rief so laut, daß seine Stimme das Geläute überdünnte, hinauf: „Schwester, kommen Sie jetzt schnell herunter; jetzt können Sie den Friedhof verlassen.“

Das Geläute hörte auf, die Nonne erschien. Steger ließ sie gar nicht zu Wort kommen und begann sofort: „Sie haben gesehen, wie gefährlich vorher ein Weggehen für Sie und die Mädchen gewesen wäre. Jetzt lasse ich eine kleine Pause im Kampf eintreten und darf Ihnen erlauben, fortzugehen. Alle zugleich wäre aber gegenüber den Ulanen unfähig. Diese könnten glauben, ich gäbe mit meinen Jägern

die Stellung auf. Also verlassen Sie schnell mit der Hälfte Ihrer Schutzbefohlenen den Friedhof. Jene Dame, — er zeigte auf die Italienerin, — kann mit den anderen Mädchen zehn Minuten später folgen, und Sie senden ihr gleich vom Dorfe aus jemanden entgegen.“

„Aber Herr Lieutenant —“

„Wir haben gar keine Zeit zu verlieren. Sonst beginnt der Kampf wieder, Sie könnten nicht mehr fort und müßten vielleicht die ganze Nacht mit Ihren Schülern hier oben zubringen.“

„Heilige Madonna, das wäre ja fürchterlich!“

„Sehen Sie; also vorwärts.“

Nun theilte der Lieutenant schnell die Mädchen in zwei Abtheilungen, schob die eine und unter ihnen die Nonne mit sanfter Gewalt zur Kirche hinaus und brachte sie auf solche Weise aus dem Friedhof.

„Klinglich rief die Nonne zurück: „Sie stehen dafür, daß Signorina Rosita mit den anderen Mädchen ungefährdet in zehn Minuten folgt.“

„Ich stehe mit meinem Kopfe dafür. Nur fort.“

Jetzt zog die Nonne mit der ersten Hälfte ab.

Kaum waren die Mädchen durch das Thor verschwunden, so rief Steger zu den zurückgebliebenen: „Meine Damen, kommen Sie doch jetzt aus der Kirche heraus und sehen Sie, welch' interessantes Bild sich bei den Ulanen entwikkelt.“

Ohne Zögern folgten die Mädchen dem Rufe. Der stotte Lieutenant imponirte ihnen sehr; daß er sie mit „Meine Damen“ ansprach, schmeichelte ihrem Selbstgefühl, und die Neugierde, zu sehen, was dort unten los sei, überwand ihre letzte Scheu.

„Jäger, laßt die jungen Damen vortreten und zeigt ihnen das Ulanen-Bidouac.“ Im Nu liefen die Mädchen an die Mauer.

„Gnädiges Fräulein, bitte hierher.“ Das galt der Italienerin. Sie folgte dem Rufe. „Mein Fräulein dorthin.“ Damit wurde ein anderes Mädchen fortgeschickt. Steger stand allein bei Signorina Rosita. Niemand beachtete beide. Das Bild im Thal nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Dort drunten ging es auch toll zu. Signale schmetterten durch die Stille des Abends, hier wurden über Hals und Kopf Feldställe eingerissen, Pferde gefattelt, Zelte umgeworfen u.; es war das echte Bild eines plötzlichen Alarms.

Die Italienerin wollte auch hinunter sehen. Lieutenant Steger stellte sich aber vor sie, zog seine Uhr hervor, deutete darauf und sprach mit zitternder, halblauter Stimme: „Gnädiges Fräulein, es stehen mir noch sechs Minuten zur Verfügung, bitte hören Sie mich. Auf der Reise, welche ich mit Ihnen zu machen das Glück hatte, hat sich mein Geschick entschieden. Ihre Augen, Ihre berückende Schönheit, Ihre Anmuth, — werden Sie nicht böse; ich bin ein Ehrenmann und spreche in heiligem Ernste, — alles hat mich völlig bezaubert. Bald nachdem wir uns getrennt hatten, war ich mit mir klar, daß ich Sie wahnsinnig liebe, daß Sie mein höchstes Glück sind, daß ich ohne Sie nicht mehr leben kann. Ich setze den jetzigen Manöver-Coup nur in Scene, um Sie zu sehen, um mich Ihnen zu erklären und Ihnen Herz und Hand anzutragen. Ich will jetzt kein Ja' oder Nein'. Erkundigen Sie sich über mich. Dies ist mein Name.“ Dabei gab er ihr seine Visitenkarte und fuhr fort: „Der Bruder von Emmy Wächter ist mein Freund. Dadurch können Sie viel erfahren. Ich bin fünf- undzwanzig Jahre alt, vermögend genug, um auch ein Mädchen ohne Geld zu heirathen, und ich wiederhole zum Schluß, ich liebe Sie unbeschreiblich. Wollen Sie mich erlösen und erlauben, daß ich bei Ihren Eltern, deren Namen ich ja gar nicht weiß, um Sie anhalte, dann senden Sie mir eine Nachricht. So, nun haben wir noch eine Minute Zeit. Bitte treten Sie zurück. Nach der Salve, die ich nun commandiren muß, verlassen Sie mit allen Mädchen sofort den Friedhof und kehren schnell in das Kloster zurück, damit Sie nicht zwischen das jedenfalls bald ausbrechende Feuer der Ulanen und das meiner Jäger gerathen.“

Ohne sich nur im Geringsten weiter um die schöne Italienerin zu kümmern, sprang er in die Mitte des Friedhofes und rief: „Meine jungen Damen, bitte schleunigst hierher. Erschrecken Sie nicht. Es wird jetzt wieder geschossen. Nach der Salve verlassen Sie sofort mit Signorina Rosita den Friedhof und kehren in schnellem Schritt ins Kloster zurück.“

Während die Mädchen eiligt zu ihm kamen, commandirte er: „Mit Bataillon chargirt, — fertig! Auf das feindliche Bidouac legt an, — Feuer!“

Krach, bligte und donnerte die Salve durch die dichter gewordene Dämmerung.

„Geladen! — Gewehr in Ruh! — Gewehr ab! Sorgsam Obacht geben, was die Ulanen unternehmen. Oberjäger Salzman, das Thor öffnen und die jungen Damen hinauslassen. Gute Nacht, meine Damen. Bitte etwas mehr zu eilen. Gute Nacht!“

Als die letzte Verließ Signorina Rosita mit purpurrothem, leicht gefenktem Haupte den Friedhof. Steger grüßte wieder wie vor einer Königin, sie neigte noch etwas tiefer den Kopf, sah aber nicht mehr auf.

Der Lieutenant bemerkte jedoch, daß sie seine Visitenkarte zusammengerollt in der Hand trug.

Kaum waren die Mädchen verschwunden, so krachten auf der halben Höhe des Abhangs schon die ersten Schüsse der zu Fuß gegen den Friedhof vorgehenden Ulanen.

„Auf die feindlichen Schützen drei Patronen lebhaftes Schützenfeuer.“ — Eine halbe Minute lang bligte und donnerte es von der Mauer herab über den Abhang. Dann war bei den Jägern wieder alles still. „Schnell über die Südmauer hinab-springen, auf die Räder und in scharfem Tempo zurück!“

Die Ulanen gingen nun sprunghaft unter starkem Feuere vor. Sechs Minuten später unternahmen sie einen stotten Schützenanlauf mit brausendem Hurrah.

Sie erstürmten den Friedhof. Der war aber leer.

Die Jäger radelten, schon über zwei Kilometer entfernt, lachend und scherzend ihrer Division zu. Abends zehn Uhr rückten sie im Vorposten-Bidouac ein.

Daß ihnen die Ulanen manches „verdammte Strampfer“ und ähnliche Liebenswürdigkeiten nachgerufen, konnten sie sich denken. Das ließ sie aber kalt.

Am anderen Tage, bei der Besprechung des Manövers, gab es ein großes Lob für das schneidige Radfahrer-Detachement der Süd-Division, eine abfällige Kritik seitens des Generals und spöttliche Bemerkungen seitens der Kameraden für die Ulanen, und bei den Kadel-Jägern sah man nur fröhliche Gesichtser.

Das machten außer der Freude über den lustigen Streich auch die vom Lieutenant Steger gespendeten zwei Mark für jeden Mann.

Der Lieutenant aber war und blieb von da an merkwürdig ruhig. Nur seinem Freund Wächter hatte er sich anvertraut. Der sprach aber auch nicht darüber. So erfuhr niemand etwas von der stürmischen Werbung. Sechzehn Tage nach dem Manöver aber erhielt Steger einen eingeschriebenen Brief. Der lautete:

„Herr Lieutenant! Unsere Tochter ist vor vierzehn Tagen zu unserer größten Ueberraschung aus dem Kloster zurück-gekehrt und hat uns alles erzählt. Ich zog Erkundigungen über Sie ein. Diese lauteten gut. Meine ganze Familie mit mir, — Rosita nicht zuletzt, — würde sich freuen, Sie näher kennen zu lernen. Besuchen Sie uns, sobald Sie können.“

Es grüßt Sie Giuseppe Nobile di Ramero, Senator von Florenz und Deputirter in der Kammer.“

Da ward der so ruhig gewordene Lieutenant im Nu wieder der alte. Noch am gleichen Tage erbat er abermals, und zwar angeblich aus dringenden Familiengründen, um achtstägigen Urlaub, erhielt ihn und reiste direct nach Florenz. Vier Tage später bekam Lieutenant Wächter die Depesche:

„Verlobt mit Rosita di Ramero, einem wahren Engel. Dein übergelücklicher Freund Steger.“

Nachdruck verboten.

Aus dem Kinderleben der Naturvölker.

Von Theo Seelmann.



Während sich die Ansichten über die Sitten und Gebräuche der Naturvölker, soweit sie auf die Erwachsenen Bezug haben, durch die stetig zunehmenden Forschungsreisen mehr und mehr geklärt haben, herrschen über das Kinderleben noch vielfach irrige Vorstellungen. Man neigt oft genug zu dem Glauben, daß die Kinder der Naturvölker aufwachsen wie junge Wildlinge, daß sie der Fürsorge und Zucht entbehren, und daß sie jene Possirlichkeiten und Drollerien vermissen lassen, von denen unsere Kinder eine solche Ueberfülle zum Besten geben.

Aber bei einer näheren Betrachtung zeigen sich die Verhältnisse in einem anderen Lichte. Auch die Mütter der Naturvölker lieben ihre Kinder und sind, wenn auch auf ihre Art, für ihr Gedeihen besorgt. So sucht man vielfach die Neugeborenen durch Tätowirungen, Käucherungen und Einreibungen vor künftigen Unheil zu schützen. Aus dem gleichen Grunde bemüht man sich in einem großen Theile Ostafrikas, das Wachstum der Zähne zu regeln. Jedem Neugeborenen werden hier von der Mutter mit einem scharfen hölzernen Einstich in das Zahnfleisch gemacht, um das vermeintlich richtige Wachsen der Zähne zu bewirken. Wachsen dann zuerst die beiden vorderen oberen oder unteren Schneidezähne, so herrscht große Freude, und das Ereigniß wird am Neumond desselben Monats durch gelendes Jubelgeschrei gefeiert. Zeigen sich jedoch zuerst seitliche Schneidezähne oder gar Backenzähne, so ist die Betrübniß groß, denn man nimmt an, daß das Kind frühzeitig sterben wird.

Genährt werden die Kleinen fast überreichlich. Zahlreiche Naturvölker huldigen dem Glauben, daß die Muttermilch allein nicht genug Nährkraft besitz. Daher verabreichen die Mütter den Kindern sehr frühzeitig allerlei kräftigende Zugaben. Bei den Madigo in Ostafrika werden die Kinder vom ersten Tage an mit möglichst großen Mengen Maniokbrei, vermischt mit Ziegenmilch, beköstigt, wobei sie förmlich nach Art der Mastgänse gestopft werden, was ihnen aber vortrefflich bekommt. Die Beymütter im Hinterlande von Liberia geben ihren Kleinen ebensoviele Reisohleim. Die afrikanischen Mütter trennen sich so wenig wie möglich von ihren Kindern. Auf Ausgängen und während der Arbeit auf dem Felde trägt die Mutter ihr Kind auf einer Hüfte reitend und hält es mit den umgeschlagenen Hüfttuch fest. Dabei geschieht es oft, daß bei Arbeiten, die eine stark vornübergebeugte Haltung erfordern, das Kind ganz nach vorn sinkt und es sich die Nase auf dem Rücken der Mutter platt liegt.

Zahlreich sind die Genrebilder, die die Scene darstellen, wo unseren Kindern von allen Altersstufen die Mahlzeit zugeheißt wird. Derartige anmuthige Scenen kommen auch bei den Naturvölkern vor. Es heimelt uns ordentlich an, wenn der Forschungsreisende E. Rinzgraff folgende Schilderung von seinem Besuche bei dem Valt-Häuptling Gualem in Nord-Kamerun entwirft. „Gualem erfreute sich augenscheinlich eines großen Kinderlebens.“ schreibt der Forscher; „es erschien nämlich auf einmal ein Slave, der einen dickbauchigen, bis an den Rand mit gefochten Bohnen gefüllten Topf im Arm trug und in der Hand einen hölzernen Löffel schwang. Auf seinen Ruf eilten aus allen Winkeln kleine, nackte Kinder beiderlei Geschlechts herbei, die in dichtem Gewimmel und mit ausgestreckten Händen den vor der Halle stehenden Slaven umdrängten. Dieser fuhr alsbald mit seinem Löffel in die Bohnenschüssel und vertheilte den Inhalt sehr summarisch in die ihm entgegengereckten, offenen Händchen. Dabei wies er bald einen sich allzusehr vordrängenden Bengel zurück, bald tröstete er ein im Gebirge zu Boden geworfenes, weinendes Mädchen. Sowie die schwarzen Korbbe ihre beiden Fäuste voll Bohnen hatten, eilten sie, eifrig laudend, von dannen, und bewundernswürth war die Sicherheit des Blickes, womit der Speisemeister diejenigen herausfand, die sich eine zweite Portion zu erschwindeln suchten. Dann heudelte er einen schredlichen Horn, drohte und jagte die kleinen Uebelthäter hinaus, die lachend das Weite suchten. Dies liebliche Bild war für Gualem der Anlaß, daß sein Gesicht vor innerlicher Freude und Befriedigung strahlte.“

Fast durchgängig besitzen die kleinen Mädchen Puppen, die wie es natürlich ist, in dem betreffenden landesüblichen Kostüm gekleidet und ganz geschickt aus den einfachsten Stoffen hergestellt sind. Die Estimo-Babys haben Puppen, deren Körper ein Stück eines Seehundknorpels abgibt. Aus dem oberen Ende schnitt der liebende Vater ein Gesicht. Die zärtliche Mutter umkleidet den Knochen mit einem Stück Robbenseil und umrahmt das Gesicht mit einer Kapuze aus demselben Material, die mit einer dicken Haarkrause eingefast ist. Die kleinen Negermädchen spielen mit Puppen, die aus Cocosnüssen verfertigt sind. Mütterlich wiegen sie sie auf den Armen oder tragen sie in einem Tüchlein auf dem Rücken. Dazu kommen dann noch verkleinerte Nachahmungen von den Geräthschaften, die im Haushalt gebraucht werden. So stampfen die Mädchen

in Afrika, getreu nach dem Vorbilde der Mutter, in einem kleinen Wörfer mit Ernst und Eifer Getreide.

Auch den Knaben fehlt es an Spielzeug nicht. Mit Bogen und Pfeil, Speeren, Knallbüchsen aus ausgehöhlten Zweigen, Booten u. s. w. treiben sie lustige Kurzweil und üben sich für ihre künftigen Aufgaben als Männer. Man läuft und springt um die Wette und wirft Steine nach bestimmten Zielen. Selbst über künstlicheres Spielgeräth verfügt man. In ganz Mittel-Afrika ist das Brettspiel verbreitet. Es besteht aus einem Brett, in welches in zwei Reihen vierzehn kleine Vertiefungen eingeschnitten sind. An jedem Ende befindet sich außerdem eine größere Vertiefung. Gespielt wird mit glänzenden Frucht-kernen, die in die kleineren Vertiefungen gelegt werden und von den beiden spielenden Knaben wechselweise mit dem Finger in die zugehörige größere Vertiefung gestoßen werden müssen. Wer zuerst alle seine Kerne in seine größere Vertiefung hineinbugst hat, der ist Sieger.

Unsere Jugend hat eine ausgesprochene Vorliebe für die Soldaten und verfolgt mit großem Interesse ihre Exercitien. Wo sich den Kindern der Naturvölker die Gelegenheit dazu darbietet, benehmen sie sich ebenso. Der schon erwähnte Forschungsreisende E. Zintgraff berichtet von seinem Aufenthalt in Nord-Kamerun: „Unsere Bali-Soldaten mußten später die deutschen Commandos lernen. Die dem Exerciren zusehenden Bali-Kinder saßten schnell die ihnen doch ganz fremden und unverständlichen Commandoworte auf, und wenn man in den Nachmittagsstunden im Dorfe spazieren ging, konnte man die kleinen Burschen die Commandos: Stillgestanden! Rechts um! Links um! Marsch! rufen hören, und außerdem auch noch manche andere militärischen Kosenamen.“ Damit das Bild vollständig wird, sei auch die Fortsetzung dieser Schilderung wiedergegeben. „Auch die jungen Bali-Weiber,“ berichtet der Reisende weiter, „die, wie bei uns die Dienstmädchen daheim, mit Vorliebe dem Exerciren zusehen, erblickten in diesen Bezeichnungen eine willkommene Bereicherung ihres Wörterschatzes und brachten sie mit mehr oder weniger Geschick an den Mann.“

Man weiß, wie oft unsere Kinder bei dem ersten Male vor dem Photographiren zurückschrecken, wie sie dann aber, wenn sie erst den Zweck dieser Vornahme erkannt haben, desto begieriger auf die Abconterfeuerung ihres geliebten Japs werden. Auch die Naturvölker, sowohl Erwachsene als Kinder, sind anfänglich keine Freunde des Photographirens, haben sie aber ihre Scheu überwunden, so gewinnen auch sie der Sache einen angenehmen Reiz ab. Interessante Beobachtungen konnte an den Papua-Kindern auf Neu-Guinea Professor R. Semon machen. „Photographirt zu werden,“ schreibt der Forscher, „war ein Hauptpaß für alle, und es kostete immer Mühe, ein einzelnes Object zu isoliren, um nicht statt eines gleich dreifig oder vierzig Menschen auf der Platte zu verewigen. Ein besonders hübsches, kleines Mädchen wollte ich gern allein aufnehmen, und nachdem ich es mit Mühe isolirt und auf einen günstigen Stand gestellt hatte, richtete ich den Apparat und nahm die Einstellung vor. Eine große Menschenmenge stand hinter und neben mir, jubelnde Kinder, neugierige Weiber, schmunzelnde Männer. Mein Modell freute sich zwar der ihm gewordenen Auszeichnung; als es aber die allgemeine Aufmerksamkeit so fortgesetzt auf sich gerichtet sah, wurde die naive Wilde, der doch niemals von einer strengen Pensionsmutter Zurückhaltung und Prüderie gepredigt worden war, plötzlich von Scham ergriffen, sie bedeckte ihre Augen mit beiden Händen und war nicht mehr zu bewegen, sich umgezwingen und frei hinzustellen. Ich bemerkte während dieses Vorganges deutlich, daß sich die Gesichtsfarbe des Mädchens verändert hatte, das Braun war dunkler, kräftiger geworden als vorher, was wohl dadurch zu erklären ist, daß ihm das Blut, wie man zu sagen pflegt, zu Kopfe gestiegen war. Wäre seine Körperfarbe nicht braun gewesen, so hätte man sagen können, es sei erröthet.“

Unter den kleinen Mädchen im Alter von sechs bis acht Jahren waren zwei wirklich allerliebste Geschöpfe, aus denen ein schwarzer Raphael ein Paar papuanische Engelsgestalten hätte machen können. Mein Begleiter Douglas hatte sie besonders in sein Herz geschlossen, hatte auch mehrmals versucht, sie zu photographiren. Das war aber nicht so leicht, denn sie gingen allein und ohne Freundinnen vor den Apparat zu stellen, dazu waren die Kleinen denn doch zu schüchtern. Mein Führer Jtama redete jedoch gut zu, die älteren Mädchen sprachen mit, und die Kinder wollten sich eben hinstellen und der Proceedur unterwerfen, als die Mütter, die sich während der langen Vorberhandlung eingefunden hatten, Einspruch erhoben. Heute nicht, morgen hieß es. Wir waren etwas erstaunt, da wir den Grund nicht einsehen, warteten aber geduldig bis morgen. Am nächsten Tage erhielten wir den Schlüssel des Räthfels. Die beiden Kinder wurden uns am Morgen feierlich zugeführt, fast bedeckt mit Zierrath; Federn und Kämmen in den Haaren, Schildpatt-Platten im Ohr, Perlmutterschmud und Ketten aus Dingo-Zähnen um den Hals, Ringe aus Muscheln, Zähnen, Besiecht um Arme und Beine, kurz zwei kleine papuanische Museen. Es schien, daß in der Zwischenzeit der ganze Familienschmud zusammengesucht worden war, um auf den beiden kleinen Körpern aufgespeichert zu werden.“

Wie aber steht es mit der Artigkeit? Nun, unter den Kindern der Naturvölker giebt es sicher viele kleine Tropfköpfe und Unholde, im allgemeinen aber ist die große Waffe sorgsam und sittsam. Es sei hier als Beleg nur die Schilderung angeführt, die Nordenskjöld, von dem Kinderleben der asiatischen Küsten-Tschuktschen, bei denen er mit seinem Schiff überwinterte, entwirft. „Die Kinder,“ bemerkt er, „werden weder bestraft noch gescholten, sind aber dennoch die artigsten Kinder, welche ich je gesehen habe. Ihre Aufführung im Zelte kann vollkommen mit der Aufführung der besterzogenen Kinder im Fremdenzimmer verglichen werden. Sie sind vielleicht weniger muthwillig. Erhalten die Eltern einen Lederbüßel, so bekommt jedes Kind seinen Theil davon, ohne daß jemals Streit über die Größe der verschiedenen Antheile entsteht. Erhält aus einer Kinderkass das eine oder das andere ein Stückchen Zucker, so läßt es dasselbe von Mund zu Mund gehen. Ebenso giebt das Kind der Mutter oder dem Vater von dem Stückchen Zucker oder Brod, das es erhalten hat, zu kosten. Schon in der Kindheit sind die Tschuktschen außerordentlich geduldig. Ein Mädchen, welches die Schiffstreppe hinabfiel, wobel es so heftig auf den Kopf schlug, daß es nahezu betäubt war, ließ kaum einen Klage-laut hören. Ein dacht in Pelze gehüllter Junge von drei bis vier Jahren, der in einen in das Eis des Schiffdeckes gebauenen

Graben fiel und seiner unbequemen Kleidung wegen sich nicht selbst aufrichten konnte, lag geduldig still, bis er von einem der Schiffsmannschaft bemerkt und aus seiner Lage befreit war.“

Durchschnittlich gilt den Naturvölkern ein Menschenleben sehr viel weniger als uns. Aber auch hier kommen rührende Scenen vor, wenn ein liebes kleines die Augen schließt und aus dem Leben scheidet. „Wieder fand ich,“ schreibt der holländische Forscher J. Büttikofer, der die Negerstämme im Hinterlande der Sierra Leone aufsuchte, „die ganze Einwohnerschaft des Dorfes auf dem öffentlichen Plage versammelt. Mitten auf dem Plage aber lag, der heißen Mittagssonne ausgefetzt, die Leiche eines etwa sechsjährigen Knaben auf einer Matte und einigen Tüchern. Neben ihm saßen auf der Erde ein Mann und eine Frau, der Mann mit gekreuzten Beinen, unbeweglich vor sich niederstarrend und mit einem dünnen Stäbchen in langsamem Tempo auf den Rand eines messingenen Kessels schlagend, den die Frau vor sich hielt. Der Mann sprach kein Wort, desto mehr aber die Frau, die in klagendem Tone alle Tugenden des kleinen Todten aufzählte und die rund herum im Schatten der Häuser sitzenden, stummen Zuhörer aufforderte, Einsprache zu erheben, wenn sie nicht die Wahrheit sage. „Ach, fuhr sie dann, als niemand das Wort ergreifen wollte, zu der Leiche gewendet fort, wie konntest du so grausam sein, deinen Vater zu verlassen und deine Mutter, du Sonne ihrer Tage, ihr Glück und ihr Stolz! Ach, ihre Augen sind trübe und blind geworden von dem vielen Weinen um dich, du Liebling ihrer Herzen. Ach, wenn du doch reden könntest! Wenn du doch sagen könntest, welcher Elende mit bösem Zauber dein Leben geraubt hat!“ Mit der Verwünschung des bösen Zauberers und der Drohung, daß er seiner Strafe nicht enttrinnen werde, endete die schmerzliche Klage, und die Versammlung, die während des ganzen Ceremoniells die größte Stille beobachtet hatte, löste sich auf.“

Wir sind gewöhnt, auf unsere Kindheit als auf die glücklichste Zeit unseres Lebens zurückzublicken. Noch mehr als wir, hat der Naturmensch dazu Veranlassung. Denn seine Jugendzeit ist kürzer bemessen, und in einem Alter, wo unsere Kinder noch lange in den Kinderschuhen stecken, wird er bereits in die Reihen der Erwachsenen aufgenommen, um zwar ihre Vorrechte zu genießen, aber auch ihre Nöthale und Leiden zu theilen. —

Unsere Kinder.



Liebes Christkindchen!

Denke Dir, die böse Erna aus meiner Klasse sagt, es giebt kein Christkindchen, deshalb schreibe ich schnell an Dich, damit die Erna sieht, daß Du noch lebst, wenn Du den Brief kriegst und mir alles zu Weihnachten unter den Tannenbaum legst, was ich wünsche. Bringe mir ja recht viel, liebes Christkindchen, denn je mehr Du bringst, desto mehr glaubt dann die Erna an Dich. Ich möchte gern ein kleines, lebendes Hündchen für mein Schwesterchen, das so gern die Thiere hat; sie kann noch nicht schreiben, und ich kann ihr auch die kleine Hand nicht führen. Und ich möchte ein Schreibpult, um meine Schul-Aufgaben daran zu machen, dann einen Sportwagen für meine Puppe, und eine Schachtel voll Briefpapier, auch für meine Puppe. Dann für mich eine Expedirendlung, um meinem Schwesterchen, das Bebe heißt, damit ich ihr Brustbonbons verkaufen kann, denn sie hustet. Liebes Christkindchen, ich bin in der Schule im Rechnen um zehn heraus gekommen, und im Schönschreiben bin ich die sechste. Deshalb habe ich Dir auch einen schönen Brief geschrieben. Adieu, ich will Nacht geben, daß ich Dich am Bescherungsabend durch's Schlüsselloch sehen kann, um Dir Danke schön zu sagen.

Deine treue

Strasbourg i. E.

Margarethe Haentle.

Der vorstehende Brief und die Photographie wurden uns für unsere Sammlung auf den Weihnachtstisch gelegt. Margarethe hat den Brief aus eigenem Antriebe und ohne jede Beihilfe geschrieben, er offenbart ein verzages, selbstloses Kindergemüth und ist auch in der Form so nett, daß wir ihn unseren Leserrinnen nicht vorenthalten wollen.

Der kleinen Margarethe sagen wir einen herzlichen Gruß. Ihr Brief ist an die richtige Adresse gekommen; das Christkind hat ihn uns gebracht, da wir die Kinderbriefe so gern haben. Nicht nur für alle guten Kinder, sondern auch für die großen Leute giebt es ein Christkindchen!

D. Red.

Nachdruck verboten.

Ohne Liebe.

Meine Schwester hat Hochzeit, — die Glocken geh'n; Alle Leute nach meiner Schwester seh'n Meine Schwester trägt Schleier und Myrtenkranz, Ihre weißseid'ne Schleppe fliegt im Tanz.

Der Bräutigam redet und lacht so laut, Er küßt die zitternden Hände der Braut. Meine schmale Hand hat noch keiner geküßt, Mein Mund der weiß nicht, wie Liebe ist.

Kein heißes Begehren trat vor mich hin, Es freite mich keiner, wie schön ich auch bin. Ich bin's, die nicht Liebe noch Liebsten kennt, — Und mein Blut, das kocht, und mein Mund, der brennt. —

Agnes Miegel.

Nachdruck verboten.

In Geldverlegenheit.

Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach. — Siehe Seite 9.

Für fünf Pfennig Semmel, für drei Pfennig Bimmet und einen halben Liter Milch —. Die Sache will nicht stimmen; so sehr sich die kleine Anna auch anstrengt, immer bleibt nach ihrer Rechnung ein Rest von ihrem Gelde übrig. Sie ist augenscheinlich in Geldverlegenheit.

Ja, in Geldverlegenheit, denn dieser Zustand pflegt nicht nur bei gänzlicher Abwesenheit von Geld einzutreten, sondern schon fühlbar zu werden, wenn nicht genug davon vorhanden ist. Glaubwürdige Leute haben mir sogar erzählt, daß es Menschen giebt, die in Geldverlegenheit sind, weil sie zuviel Geld haben, — sie wissen nicht, was sie damit anfangen sollen! Zwei Beispiele fallen mir gerade ein, ich kann mich auf sie unbedingt verlassen, denn sie rühren von zwei Dichtern her, und Dichter sind in Selbstsachen ja durchaus gut unterrichtet: Herr Henry Adams besaß nur eine 1 000 000 Pfund-Note und wußte dabei nicht, wovon er sein Frühstück, seinen Anzug u. s. w. bezahlen sollte, — er nahm alles auf Borg, und da er ein tüchtiger Mensch war, verdiente er 200 000 Dollars und errang sich eine Braut! — Die Millionen-Pfundnote aber blieb ungewechselt. So erzählt Mark Twain. — In dem anderen Beispiel handelt es sich nur um einen Tausendmark-Schein, aber der glückliche Besitzer leidet Hunger und Durst, weil er den Schein in dem kleinen Bauerndorf nicht gewechselt erhalten kann. Schließlich pilgert er nach Rostock und — alle Noth hat ein Ende. Sie werden's schon gemerkt haben, das zweite Beispiel erzählt ein deutscher Dichter, — der wirft nicht so mit den Hunderttausenden herum, — es ist nämlich Heinrich Seidel.

Was es heißt, vor zu vielem Gelde in Geldverlegenheit zu sein, diesen Idealzustand habe ich an mir selber noch nicht beobachten können. Ich wünsche aber allen Leserrinnen, sie möchten ihn schon kennen oder recht bald kennen lernen; denn es heißt, jeder Mensch kommt einmal im Leben in Geldverlegenheit, da möchte es denn die angenehmste Art sein. A. N.



Delene W. in Rostock. — Es ist richtig, in Berlin wurde der erste Briefkasten im Jahre 1765 aufgestellt; es hat in Deutschland aber bereits Ende des siebzehnten Jahrhunderts Briefkästen gegeben, ein im Jahre 1698 in Regensburg erscheinendes Buch enthält sogar die Abbildung eines solchen. Gegenwärtig sind im Weltpost-Becken 400 000 Briefkästen vorhanden, wovon etwa 234 000 auf Europa kommen.

Zoghalte in Danzig. — Ihr Brief konnte uns nicht überzeugen, wir glauben, Sie unterschätzen sich.

Besorgte Mutter in Jena. — Das Schiefwerden Ihrer Tochter scheint zum Theil von der schlechten Haltung beim Schreiben herzurühren. Achten Sie darauf, daß die vordere Kante des Stuhles etwa 5 Centimeter unter den Tisch gehoben ist; der Sitz muß so hoch sein, daß bei herabhängenden Armen die Tischplatte in Höhe der Ellenbogen sich befindet. Die Hände sollen mit der ganzen Fläche der Sohle auf den Boden gesetzt werden (event. eine Fußbank unterstellen), der untere Theil des Rückens („das Kreuz“) muß während des Schreibens fest angelegt werden, nöthigenfalls an ein der Stuhllehne vorgelegtes Kissen. Die Augen müssen wenigstens 35 Centimeter von der Schrift entfernt sein. Sie lassen Ihr Töchterchen doch einen Kragen tragen? Wenden Sie sich aber unter allen Umständen an einen Arzt.

Radsahrerin in Weimar. — Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß es höchst schädlich ist, beim Radsahren mit geöffnetem Munde zu athmen. Man soll ja überhaupt stets durch die Nase athmen, thut man's aber beim Radsahren, so kann ein dauernder Nachtheil für die Gesundheit daraus erwachsen. Durch das Athmen mit offenem Munde werden die Lungen in schnellen Wiederholungen mit einer ungenügend erwärmten, zu trockenen und auch mit zu vielen Verunreinigungen beladenen Luft gefüllt, auch der Kehlkopf wird in Mitleidenschaft gezogen. Ihr starker Halskatarth rührt jedenfalls daher, und wir empfehlen Ihnen, das Radeln eine Zeit lang zu unterlassen. Wir möchten Sie auch davor warnen, größere Steigungen hinaufzufahren, das Herz leidet sehr darunter, es macht nach Ueberwindung einer Steigung 150—180 Schläge in der Minute, — eine Anstrengung, nach der bei öfterer Wiederholung eine schädliche Beeinflussung des Organs nicht ausbleiben kann.

Frau Ida in Annaberg. — Ihr Brief hat uns große Freude bereitet. Lassen Sie sich nicht irre machen und fingen Sie nur immer deutliche Volkstieber, so viel Sie mögen. Es ist jetzt leider so weit gekommen, daß für die Wiederbelebung des Volksliedes etwas gethan werden muß. — Früher blieb man im Walde andächtig stehen, wenn man singen hörte; denn es war immer ein Volkslied. Heute sucht man so schnell wie möglich das Welte, denn das Jöhlen der neuesten Gassenhauer ist ein sehr zweifelhafter Ohrschnaus. Möchte es bald anders werden, Familie und Schule können viel dazu beitragen.